



Mathias Enard



kompas



LESEPROBE

ROMAN  HANSER BERLIN

Mathias Enard

Kompass

Roman

Leseprobe

Aus dem Französischen von
Holger Fock und Sabine Müller

Erscheint am 22. August 2016
432 Seiten mit Abbildungen
Gebunden, bedrucktes Vorsatzpapier
€ 25,- [D]/€ 25,70 [A]
ISBN 978-3-446-25315-5
Auch als E-Book erhältlich

Hanser Berlin

Die französische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel *Boussole* bei Actes Sud in Arles.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25315-5

© Actes Sud, 2015

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016

Copyright © der einzelnen Beiträge: siehe dort

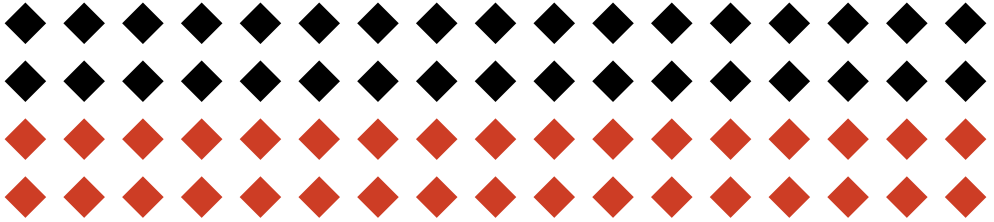
Foto Seite 5: © Marc Melki

Umschlag: © Peter-Andreas Hassiepen, München

Kalligraphie: Ismat Amiralai

Inhalt

Mathias Enard	6
Biographie	
Literatur gegen das Böse	10
Ein Gespräch zwischen Mathias Enard und Kamel Daoud	
<i>Le Magazine Littéraire</i>	
Leseprobe	28



»Mathias Enard ist eine der führenden
Stimmen in der französischen Literatur.«

Jürgen Ritté, DEUTSCHLANDRADIO KULTUR

Biographie

Mathias Enard, Jahrgang 1972, gilt als einer der interessantesten, wichtigsten Autoren der französischen Gegenwartsliteratur – und das nicht erst, seit er im letzten Jahr für seinen neuen Roman *Kompass* die höchste literarische Auszeichnung Frankreichs, den Prix Goncourt, gewonnen hat.

Schon als der junge Autor 2010 mit seinem Roman *Zone* zum ersten Mal die deutsche Bühne betrat, wurde er von der Presse geradezu enthusiastisch besprochen: »Wo bleibt der große europäische Roman der Gegenwart? Voilà, hier ist er! Mathias Enard hat mit seinem monumentalen Kriegsepos *Zone* ein Meisterwerk über die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts vorgelegt«, schrieb die *Süddeutsche Zeitung*, in der *F.A.Z.* feierte man *Zone* als »ein Kriegsepos von größter Wucht«.

Zone, das war der symphonisch gestaltete Monolog des Francis Mirkovic, der im Zug von Mailand nach Rom sitzt, über ihm, mit einer Handschelle an der Gepäckstange gesichert, ein Metallkoffer: Er enthält die Listen von Kriegsverbrechern, Waffenhändlern und Terroristen, die Francis als Agent des französischen Geheimdienstes in den Konfliktzonen des Mittelmeerraums zusammengestellt hat und an den Vatikan verkaufen will, um ein neues Leben zu beginnen. Erschöpft von Alkohol und Amphetaminen, lässt er seinen Erinnerungen freien Lauf, benennt im rhythmischen Stakkato des Nachtzuges die Gräueltaten aus der Geschichte und Gegenwart des Mittelmeers, die sich, gespickt mit literarischen Verweisen und Anspielungen, zu einem homerischen Fresko der Gewalt formen.

In diesem gewichtigen Auftakt zeigte Enard bereits vieles von dem, was ihn als Autor ausmacht: erzählerische Leidenschaft, immenses Wis-

sen, beeindruckende Belesenheit, den Anspruch, die Form des Romans dem Sujet entsprechend zu wählen oder anzuverwandeln.

Die Inspiration zu seinem folgenden Roman *Erzähl ihnen von Schlachten, Königen und Elefanten*, der 2011 in Deutschland erschien, erhielt Mathias Enard in Rom, wo er als Stipendiat der Villa Medici fast ein Jahr verbrachte. Dort fiel ihm ein Band Vasari in die Hände, darin die Erwähnung einer Einladung Michelangelos durch den osmanischen Sultan, der ihn mit dem Bau einer Brücke über das Goldene Horn betrauen wollte. In Wirklichkeit schlug Michelangelo diese Einladung aus. In Enards schwebend leichtem, mit Fiktion und Historie spielendem, sanft melancholischem Roman jedoch lässt der Künstler sich auf das Abenteuer ein und bricht auf nach Konstantinopel, dieser Stadt, in der Christentum und Islam, östliche und westliche Welt so greifbar miteinander verschränkt sind. So entsteht eine fabelhafte Parabel über Religions- und Zivilisationskonflikte, die ebenfalls großen positiven Pressewiderhall fand: »Der große Reiz dieses Buches liegt in der subtilen Raffinesse, die Enard beim Verweben der Fiktion mit der Historie beweist.« (F.A.Z.)

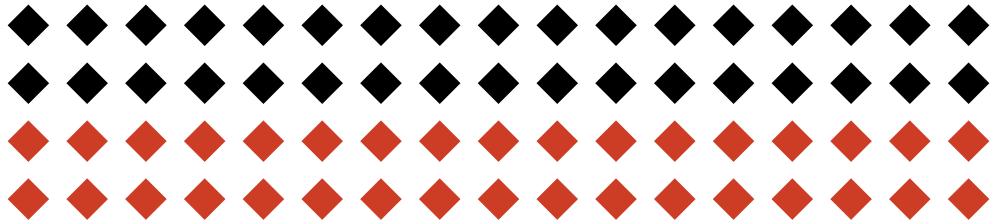
Die Auseinandersetzung, der Austausch, die Verbindung von Orient und Okzident ist eines der zentralen Themen im Werk Mathias Enards. Er selbst ist ein wirklicher Kenner des Orients. Am Institut national des langues et civilisations orientales studierte er zunächst persische und arabische Literatur und verbrachte dann mehrere Jahre im Nahen Osten, davon drei in Damaskus, zwei in Beirut und eins in Teheran. In Syrien absolvierte er einen zweijährigen Militärdienst. Seit 2010 lehrt er in Barcelona an der Universidad Autónoma Arabisch.

Einen Autor wie Mathias Enard, der sich mit großer Neugier und Offenheit und einer genialischen Sprachbegabung eine andere Kultur zu eigen gemacht hat, der einen Islam kennt, der nicht gewalttätig, sondern weltoffen und tolerant ist, beschäftigen die politischen Entwicklungen der letzten Jahre natürlich besonders. Seine Auseinandersetzung damit zeichnet sich mit zunehmender Deutlichkeit in seinem Werk ab.

So erzählt Enard in seinem 2013 erschienenen Roman *Straße der Diebe* vom 20-jährigen Lakhdar, der nach der Verbannung aus seiner Familie immer tiefer in den Sumpf des Islamismus gerät. Als er schließlich seinen Jugendfreund Bassam trifft, der einen Anschlag in Barcelona zu pla-

nen scheint, steht Lakhdar vor einer wichtigen Entscheidung. Die energiegeladene Sprache, in der Enard vom religiösen Extremismus erzählt, stieß bei der Kritik auf Begeisterung: »Enards lange, verschlungene Sätze lassen den Leser nicht mehr los und ziehen ihn in den Roman – vor allem die alptraumhaften Passagen sorgen für verstörend sinnliche Leseerlebnisse.« (NZZ)

Und nun erscheint *Kompass*, Enards preisgekrönter Roman über die Liebesgeschichte zwischen Franz und Sarah, dem Wiener Musikwissenschaftler und der so besessenen wie bezaubernden Orientalistin, über die Liebe zwischen Orient und Okzident – ganz deutlich ein Roman wider den Hass gegenüber dem Anderen. Mit seiner ganzen Leidenschaft, Sprachgewalt und der überwältigenden Fülle seines Wissens erzählt Mathias Enard von der jahrhundertelangen Passion des Westens für die orientalische Kultur – eine Geschichte von Inspiration und Austausch.



»Mathias Enards Erzählen gleicht
einem reißenden Strom.«

Etienne de Montéty, *LE FIGARO LITTERAIRE*

Literatur gegen das Böse

Ein Gespräch zwischen Mathias Enard und Kamel Daoud

Der eine hat den Prix Goncourt für Boussole (Kompass) bekommen, der andere für Meursault – Eine Gegendarstellung. Wir haben sie zu einem Gespräch eingeladen.

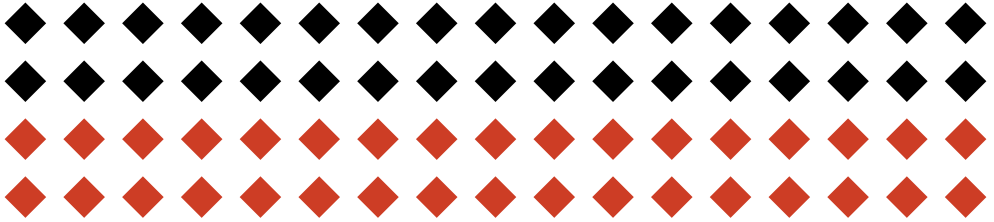
Über ihre Bücher

Mathias Enard: *Mersault – Eine Gegendarstellung* ist ein wahrer Geniestreich. Während man es liest, fragt man sich, wie man all die Jahre seit Erscheinen von *Der Fremde* diese Abwesenheit des ermordeten Arabers weder wahrgenommen hat noch ausfüllen wollte.

Ich finde diese Idee, die »Geschichte zu gleichen Teilen« zu erzählen, um den Begriff des Historikers Romain Bertrand zu verwenden, gut und kraftvoll. Es geht darum, auszugleichen und keine der Versionen unter den Tisch fallen zu lassen; und dafür muss man die postkoloniale Herrschaft literarisch abschaffen.

Kamel Daoud: Ah, *Boussole* ... Normalerweise reagiere ich allergisch auf Orientalismen. Vor allem aus historischen Gründen: Es ist eine Phantasievorstellung, die mich immer abgestoßen hat, egal, ob sie von links oder rechts kommt, ob sie mitleiderregend oder folkloristisch ist.

Außerdem soll meine geographische Herkunft nicht mit dem Orient verwechselt werden: Ich bin aus dem Maghreb – und es ist sowohl ein historischer als auch ein geographischer Gewaltakt, das in einen Topf zu werfen. In dem Maße, wie ich in Algerien dafür plädiere, Algerier zu sein,



»Enard hat es mir ermöglicht, einen tiefverstandenen Orient zu lesen, sowohl in seiner Komplexität als auch in seiner Menschlichkeit.« [Kamel Daoud](#)

zeige ich die horizontale Kolonisierung des Arabismus auf, ich verweise auf den Mord an der Kultur meines Landes durch die Herrschaftskultur des Panarabismus. Selbst das Wort »Maghreb« kann ich nicht leiden, weil es »Okzident« bedeutet. Im klassischen Arabisch sagt man machrek und maghreb, während man auf Französisch »Orient« und ... »Maghreb« sagt, manchmal auch »Afrique du Nord«, was wiederum eine andere Verzerrung darstellt. Und darum bin ich Mathias Enard dankbar, er hat es mir ermöglicht, einen tiefverstandenen Orient zu lesen, sowohl in seiner Komplexität als auch in seiner Menschlichkeit. Das ist nicht der Orient der Anderen, sondern die Erfahrung eines Lesers und Autors. Ich würde es vielleicht wagen, ihn einen partizipativen Orient zu nennen.

Mathias Enard: *Boussole* hat zwangsläufig mit Orientalismus zu tun. Bald vierzig Jahre nach dem Erscheinen von Edward Saids Buch (*Orientalismus*, 1978) muss man diesen Begriff überwinden, indem man sich die Frage nach dem Verhältnis von Wissen und Macht im Mittleren Osten und dem Maghreb stellt. Man muss sich anschauen, wie sich der Einfluss Europas und der Vereinigten Staaten auf diesen Teil der Welt auch in den Bereichen der Kunst und der Wissenschaft manifestiert. Es ist offensichtlich, dass heute ein Orient »zu gleichen Teilen« bestehen kann. Man weiß natürlich, dass nirgendwo auf der Welt ein Ort wie aus Tausendundeiner Nacht existiert, aber das Träumen ermöglicht es eben auch, einen »partizipativen« Orient, wie du es nennst, zu imaginieren und kommunizieren.

Kamel Daoud: Das geht aber nur unter der Voraussetzung, dass wir Mittel und Wege finden, diese verknöcherte, starre und erstarrende Chimäre zu überwinden, und zwar in dem Bemühen, das Andere zu verstehen. Leider tauchen in Zeiten der Krise und der Bedrohung durch den Feind all diese Stereotype wieder auf. Ich beobachte, wie die ganze Galaxie der Klischees, die der Orientalismus und die Kolonisierung jener Zeit hervorgebracht hat, mit aller Macht im journalistischen Diskurs wieder sichtbar wird. Das Beste, was uns passieren könnte, wäre, jemanden zu finden, der sie zerschlagen könnte, und zwar nicht nicht nur die Vorurteile der anderen. Die Dschihadisten und die Islamisten brandmarken den »Kreuzzug«, »die Christenheit«,

»die jüdische Bedrohung«; und als der Islamische Staat seine Weltkarte zeichnete, übernahm er für die Länder und Regionen ausschließlich Bezeichnungen aus der *Imago Mundi* des 12. Jahrhunderts. Nichts ist wichtiger, als diese Mauern zu dekonstruieren. Wir müssen das Menschliche im Dialog bewahren, um unsere Beziehungen wieder menschlicher zu gestalten.

Mathias Enard: Hätte *Boussole* einen politischen Auftrag, wäre es genau dieser gewesen. Aufzuzeigen, was sich jenseits der Klischees beider Seiten verbirgt, denen des abbasidischen Jahrmarkts des IS und denen der Europäer, die sich bezüglich des Islam in einer Identitätskrise befinden. Perspektiven aufzuzeigen und den Dialog wieder in Gang zu bringen, daran zu erinnern, dass Osten und Westen aneinandergrenzen und immer kommunizieren, dass es Grenzbereiche gibt und Orte des Übergangs.

Kamel Daoud: Für mich gibt es zwei Wege, den anderen zu verstehen, und die hast du brillant aufgezeigt, vor allem, was den Orient betrifft: die Liebe und die Gelehrsamkeit. Entweder du liebst den anderen oder du verwendest Jahre darauf, ihn zu verstehen. Dein Protagonist tut beides. Und es ist dir gelungen, seine Passion mit all ihrem Zauber lebendig zu machen. Das ist umso beeindruckender, als mich persönlich alles Orientalische langweilt. Ich reagiere allergisch darauf. Zumal ich als Maghrebiner mit einer doppelten geographischen Herkunft gestraft bin, der des Orients und der des Okzidents.

Das Böse

Kamel Daoud: Das, was in meinen Augen heute das Böse verkörpert, ist der Bruch mit dem Anderen, der Anschlag auf das Anderssein, mit dem Ziel, alle Verbindungen zu kappen. Je mehr ich reise, desto größer ist mein Entsetzen über die wachsende Gleichgültigkeit gegenüber dem Anderen. Wenn wir diese Verbindung nicht wieder herstellen, drohen uns noch größere Katastrophen, von denen jene profitieren, die von beiden Seiten darauf hinarbeiten, diese Verbindung zu zerstören, die extreme Rechte auf der einen, die Dschihadisten und Islamisten mit ihrer Zu-

rückweisung alles Westlichen, auf der anderen. An *Der Fremde* hat mich genau die Tatsache fasziniert, dass sich Camus darin mit dem Anderssein auseinandersetzt. Es mündet im Mord. An dem Punkt befinden wir uns gerade. Was machen wir mit dem anderen? Dem Araber? Dem Überlebenden? Dem Franzosen fremder Abstammung? Dem aus dem Westen im Osten? Dem Schwarzen, dem Juden, dem Christen? Sicherlich haben die Terrorangriffe in Frankreich 2015 die Menschen näher zusammenrücken lassen, sie haben sie solidarischer gemacht, aber zugleich haben sie dem Diskurs der Zurückweisung in der französischen, schwedischen und österreichischen Außenpolitik eine neue Legitimität und Sichtbarkeit verschafft. Der IS hat Frankreich nicht ohne Grund ins Visier genommen, sie wollten das Land mit den meisten Muslimen in Europa treffen, jenes Land, das beweist, dass Vielfalt lebbar ist.

Mathias Enard: Für mich – und das kommt dem nahe, was du sagst – ist das Böse das Unwissen über das Andere, die Ignoranz gegenüber der Möglichkeit der Unterschiede. Die Neugier ist an ihrem Nullpunkt angelangt. Man ist unfähig, über den eigenen Tellerrand zu blicken, und gleichzeitig glaubt man, alles zu wissen und verstanden zu haben. Man ist nicht nur ignorant, sondern weigert sich, das kennenzulernen, was die eigene Position, die eigene Identität in Frage stellen oder vielleicht in Gefahr bringen könnte. Dem will man sich nicht aussetzen. In dieser inneren Festung der Dummheit und Gewalt residiert das Böse.

Die Anschläge 2015 – ein literarischer Stoff?

Mathias Enard: Unbedingt, und zwar in dem Maße, in dem eine Anzahl von Schriftstellern einen aktuellen Zugang zum Thema hat. Vielleicht nicht unmittelbar, man muss die zeitliche Verzögerung durch den Schreibprozess und die Produktion des Buches berücksichtigen.

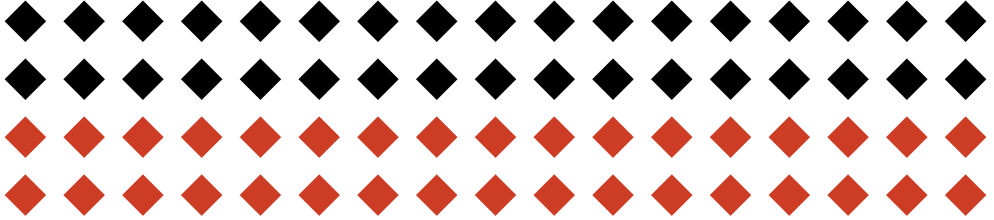
Aber wäre das allein schon ein Verdienst? Alles hängt davon ab, wie man mit dem Thema umgeht und sich dessen annimmt. Ja, darin liegt der Verdienst, in dem Maße, wie die Literatur ein Ort der Reflexion, des Denkens und der kollektiven Diskussion ist. Woran ich nicht glaube, sind diese Versuche einer ideologischen Erklärung, für die sich ein

Schriftsteller in den Kopf eines Terroristen hineinversetzt. Ich finde darin nichts Interessantes, denn dabei hat man es ja zweifelsohne mit etwas Unbekanntem zu tun. Die Literatur kann, mehr noch als der Essay, versuchen, die Wirklichkeit zu rekonstruieren. Auf diesem Feld sollte der Schriftsteller die eigenen Waffen gebrauchen, anstatt sich in einer Art psychologischer Erklärungen des Realen zu verlieren. Die Schwierigkeit, dieses Ereignis zu erfassen, besteht darin, dass es an sich unaussprechlich ist, es findet außerhalb der Zeit statt, es ist ein Moment, auf den alles zulauft und sich dann wieder davon entfernt.

Die Arbeit des Schriftstellers liegt darin, es von allen Seiten zu betrachten, um die Konsequenzen zu erkennen und aufzuzeigen, in welchem Ausmaß die Folgen dieses Anschlags in uns und zwischen uns präsent sind.

Kamel Daoud: Vom Standpunkt der moralischen Verpflichtung verdienen es die Ereignisse, Eingang in die Literatur zu finden. Allerdings befindet man sich als Literat jenseits der Kategorien von Gut und Böse. Man begibt sich auf Eis, wenn man sich zu stark an die Ereignisse anlehnt. Man weiß, wohin das führt: sozialrealistische Romane mit pädagogischem Zeigefinger oder sogar Auftragsarbeiten. Man hält sich besser an Dostojewski als an Gorki, oder? Wenn Literatur funktionalisiert wird, gerät sie in eine Falle. Das Algerien der neunziger Jahre hat diesen Typus schlechter Literatur, die sogenannten »Dringlichkeitsromane«, hervorgebracht. Sie sind aus journalistischem Material entstanden, mit dem Ziel, das Unerklärbare zu erklären. Nur wenige von diesen Büchern haben überdauert. Denn sie gehören in das Genre der nichtliterarischen Erlebnisberichte. Wenn man schläft, kann man sich seinen Traum nicht bestellen, aber er speist sich aus Mythen, Realität, Ängsten und dem Alltag; die Farbpalette ist riesig. Das Trauma durch die Anschläge von 2015 in Frankreich sitzt tief. Früher oder später wird es sich zeigen und erzählt werden. Aber es lässt sich genauso wenig steuern wie ein Traum.

Mathias Enard: Ohne pädagogisch sein zu wollen, als du gerade von den Russen gesprochen hast, musste ich an *Das fable Pferd* von Boris Sawinkow denken. Dieser Roman erzählt von dem Attentat einer Gruppe von Anarchisten auf den Großfürsten und Generalmajor von Moskau im Jahr 1905. Dieses Buch verhandelt ein zu jener Zeit gegenwärtiges Ereignis.



»Für mich ist das Böse das Unwissen
über das Andere, die Ignoranz gegenüber
der Möglichkeit der Unterschiede.«

Mathias Enard

nis, größtenteils erzählt aus der Sicht der Attentäter, beginnend mit dem Autor, der das Attentat auf den Großfürsten Sergei organisiert hat. Dieses Buch hat überdauert, womöglich weil Sawinkow es viele Jahre nach dem Anschlag geschrieben hat und das Geschehen sehr literarisch durchdringt, indem er eine Vision schafft, die die Unmittelbarkeit der Tat überwindet. Also eine Frage des Abstands, der Distanz, folglich der Zeit.

Kamel Daoud: Genau! Der Text ist gut, denn er ist aufrichtig. Man kann ewig nach Ursache und Auslöser forschen, aber irgendwann muss man einen Schritt weiter gehen, damit Literatur entsteht. So wird man zum Beispiel in der sogenannten arabischen Welt nur wenige Romane finden, die die Religion mit der notwendigen Distanz behandeln. Zwischen Mitte des 19. und Ende des 20. Jahrhunderts hat es gute gegeben, die den metaphysischen Aspekt nicht vernachlässigt haben. Aber jetzt, da wir Exil, Angst und Bedrohung ertragen müssen, sind wir nicht in der Lage, religiöse Themen zu verarbeiten, ohne Wut zu empfinden. Darüber hinaus bin ich im Casting der Buchbranche auf den dunkelhäutigen Araber, der auf Französisch schreibt, festgelegt. Als ich einen Roman mit dem Titel *Die Vorhaut des Mohammed* schreiben wollte, wurde mir eine Auflage von 500 000 Exemplaren zugesichert! Das hat in meinen Augen nichts mehr mit Literatur, sondern mit Söldnertum zu tun. Es hätte mich von all dem entfernt, was ich versuche, in meinem Leben aufzubauen, nämlich etwas, das meinem Leben einen Sinn gibt und der Literatur zuträglich ist. Ich wäre mir wie ein intellektueller mohammedanischer Einsiedler aus dem Süden vorgekommen, der den Roman zur Stunde schreibt, wenn man ihn braucht, um ihn danach wegzuschmeißen. Gerade kürzlich hatte ich eine Nahtoderfahrung, als mich die Universität in Yale eingeladen hatte, um über *Mersault – Eine Gegendarstellung* zu sprechen. Ich durfte zwei Stunden lang in Camus' Originalmanuskript von *Der Mythos des Sisyphe* blättern. Ich habe entdeckt, dass jede Seite dieses präzisen und unglaublich reinen Textes aus fünfundzwanzig durchgestrichenen und vier übriggebliebenen Sätzen besteht. Es ist kaum zu ertragen, so etwas in der Hand zu halten. Ich, der ich Schriftsteller sein möchte, was bedeutet, nicht sterben zu wollen, werde unweigerlich sterben, das Manuskript ist der Beweis dafür. Das hat mir Angst gemacht. Ich hatte den Eindruck, meinen eigenen Leichnam in den Hän-

den zu halten. Wir alle schreiben, um den Tod zu überwinden, aber das, was bleiben wird, ist nicht der Körper, sondern nur der Korpus.

Die Krankheit des Islam

Kamel Daoud: Das Problem, das Abdelhawa Meddeb in seinem Essay mit dem Titel *Die Krankheit des Islam* angesprochen hat, ist immer noch aktuell. Aber es hat sich seit 2002 weiterentwickelt. Die Krankheit hat jetzt Metastasen gestreut. Meddeb war ein Visionär, mit den Mitteln der Kunst und seiner Kunstfertigkeit hat er das synthetisiert, was wir in unseren Ländern gesehen und erlebt haben: die Unmöglichkeit, den Islam zu reflektieren, das in sich geschlossene System der Reflexion (Ijtihad), den religiösen Wahhabismus, der in seinen Anfängen gebrandmarkt wurde und heute massiv verbreitet ist ... Saudi-Arabien hat Milliarden in religiöse Propaganda investiert, das ist die Quelle der Radikalisierung; das haben unsere Intellektuellen schon vor dreißig Jahren gesagt, während der Westen es gerade erst zu entdecken scheint. Abdelhawa Meddeb hat die Wahrheit gesagt, aber es ist schlimmer geworden und breitet sich seitdem immer weiter aus. Der Dichter Adonis und der Schriftsteller Naguib Mahfouz haben uns ebenfalls dahingehend gewarnt.

Mathias Enard: Das Erschreckende in der sunnitischen Welt ist dieses Aufeinandertreffen der Phänomene, was den Eindruck vermittelt, den islamischen Wahhabismus nicht bekämpfen zu können. Selbst bei seiner Wirkungskraft handelt es sich um Kriegspropaganda. Er bietet etwas sehr Simples an: Auf der Erde gibt es Geld und danach das Paradies; und dann gibt es beides zusammen. Saudi-Arabien produziert alte Energie und versteinerte Gedanken. Da das Tor des Ijtihad verschlossen ist, können die Juristen die Religion weder an die Welt anpassen noch sie reformieren, wohingegen sie es das ganze 19. Jahrhundert hindurch tun konnten. Mit seiner Macht und seinem Netzwerk, die sogar auf Verhalten und Lebensführung einwirken, hat der Wahhabismus all das ausgelöscht und die Diskurse aufgeklärter Muslime verstummen lassen. Es ist ein Teufelskreis, denn die mediale Aufmerksamkeit richtet sich immer stärker auf den gewaltbereiten Islam als auf den gemäßigten. Und das geht so weit,

dass sogar die Muslime selbst anfangen, sich zu fragen, ob das vielleicht der einzige Weg ist, ein echter Muslim zu sein.

Kamel Daoud: Mit dem Islamismus ist es wie mit den Autos, sie laufen nur mit Öl. Die Gleichung ist einfach: Man kommt nicht als Islamist auf die Welt, man wird dazu. Warum? Weil es eine potente Medienmaschine gibt, die das Geld und die Mittel hat, die Spielregeln festzulegen. In der sogenannten arabischen Welt gibt es etwa 30 französische Sender und 1200 religiöse. In Algerien konnte ich in den letzten Jahren beobachten, wie sich ihr Einfluss auf Kleidung, Gespräche, Bräuche, die Festlegung von Feiertagen und die Namen von Neugeborenen ausgewirkt hat.

Mathias Enard: Hinter diesem Phänomen verbirgt sich das schmerzhafteste Versagen der laizistischen arabischen Regime und der laizistischen arabischen Linken, ihren Bürgern mehr Demokratie, Freiheit, Bildung, Entwicklungsmöglichkeiten und wirtschaftlichen Wohlstand zu ermöglichen. Dieses Versagen hat der Propaganda Tür und Tor geöffnet, ob in Ägypten, Syrien, Algerien oder Tunesien ... Die einzige echte Opposition sind inzwischen die Islamisten, und den Regierungen gelingt es nicht, sie unter Kontrolle zu bringen.

Kamel Daoud: Ganz genau. Dieses Phänomen ist ein Zusammenspiel von dem Gefühl der Zurückweisung durch den Westen, einem postkolonialen Trauma, das weder von der einen noch von der anderen Seite aufgearbeitet wurde, dem Unvermögen der Regierungen, die nachrückenden Generationen zu integrieren, den wirtschaftlichen Misserfolgen und einem philosophischen Zusammenbruch. Ich gehörte ein paar Jahre selbst dieser Bewegung an [Die muslimischen Brüder], weil es dazu nur eine religiöse Alternative gab. Die Linke hatte nichts anzubieten, kein Versprechen, und konnte mich nicht verführen. Es gab entweder diese urbane Linke, dieser in sich geschlossene Club, der in seinem libidinösen Konkurrenz-Verhältnis zur Regierung versunken war, oder ein religiöses Angebot, das meinem Körper, meiner Sexualität, meiner Beziehung zu Frauen und dem Jenseits etc. einen Sinn gab. Der philosophische Zusammenbruch ist viel schlimmer als der wirtschaftliche Misserfolg. Man wendet sich dem Islamischen Staat zu, weil es nichts anderes gibt.

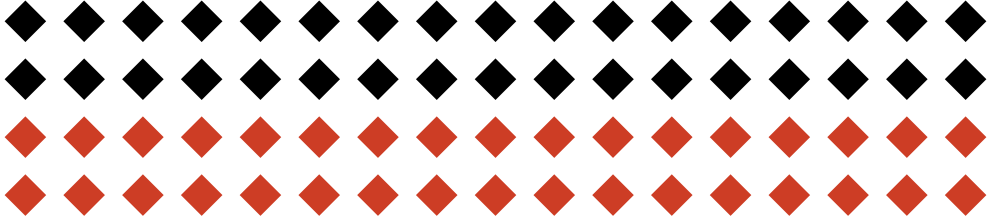
Ein speziell französisches Übel?

Kamel Daoud: Die Amerikaner haben die Angewohnheit, zyklisch den Niedergang Frankreichs zu analysieren. Sie erklären das Ende der Grande Nation von der Literatur ausgehend, dem symbolischen Kapital Frankreichs. Dass Frankreich geographisch zum Westen gehört, ist ein Segen und ein Fluch und gereicht ihm gleichzeitig zum Ruhm. Mit seinen Schriftstellern, seinem Weltbild, seinem Laizismus ist Paris eine wichtige Kulturmetropole. Wenn ein Land eine Matrix für Bilder ist, dann Frankreich, zumindest was das kollektive Gedächtnis seiner ehemaligen Kolonien betrifft. Und wenn speziell Frankreich ein Problem hat, dann aufgrund seiner großen muslimischen Gemeinde und auch, weil das Land seine inneren und äußeren Widersprüche hochschauelt und immer noch eine ambivalente Beziehung zu seiner kolonialen Vergangenheit pflegt. Doch abgesehen davon ist die heutige Situation von einer ganz anderen Dimension. Deshalb kann ich es beim besten Willen nicht als ein speziell französisches Übel betrachten.

Mathias Enard: Die Geschichte wird auch jetzt und heute geschrieben. Als Gegenmittel gegen das eigene, etwas idiotische, schlechte Gewissen und den Groll eines Exkolonialisierten müssen die Dinge erst einmal ins Reine gebracht werden – mit der Begründung, dass nach drei Generationen beide Seiten die Geschichte innerhalb eines europäischen, mediterranen und eurasischen Kontexts neu schreiben können. Die eigentliche Aufgabe – eine Aufgabe ohne nostalgischen oder wehmütigen Beiklang – wäre, sich der Vergangenheit zu bedienen, um eine gemeinsame Geschichte zu konzipieren, in der jeder seinen Platz hat.

Bücher, die für das Verständnis des Islam unerlässlich sind

Mathias Enard: Abu Nuwas gehört zu den großen Dichtern aus der ersten Zeit der Abbasiden [er starb 815]. Ein Dichter der Subversion, der Freiheit, des Humors, des Rausches. Auch das ist der heutige Islam. Er enthält Elemente dieser Kultur, aber man begegnet ihr immer seltener,



»Freiheit, Humor, Rausch –
auch das ist der Islam.«

Mathias Enard

sie zeigt sich nicht, tritt nicht offen in Erscheinung, sie wird immer unsichtbarer. Doch es gibt die Romane des vor kurzem gestorbenen Abd ar-Rahman Munif, eines saudi-arabischen Schriftstellers, dem die Staatsangehörigkeit entzogen wurde und der sich daraufhin im Nahen Osten, in Syrien, niederließ. Er beschreibt den in den letzten drei Jahrzehnten vollzogenen Wandel der arabischen Welt, den Fluch des Erdöls, bestimmte Auswirkungen auf das Weltbild. Und ich denke auch an den libanesischen Romancier Rabee Jaber, von dem einige Romane bei Gallimard erschienen sind, vor allem an die Werke, die sich mit dem Ausland befassen (*Amerika* über Emigration, *Die Drusen von Belgrad* über die Reise eines Drusen in den Balkan gegen Ende des 19. Jahrhunderts). Um eine arabische Stadt und ihr Verhältnis zu den Islamisten in einem sehr komplexen Land zu verstehen und zu sehen, wie sich dieses Verhältnis von Generation zu Generation verändert, empfehle ich *Le Quartier américain* von Jabbour Douaihy, erschienen bei Actes Sud; Douaihy beschreibt die psychischen und kulturellen Veränderungen, die innerhalb des letzten vierzig Jahre in einer imaginären Stadt stattgefunden haben, und zeigt, wie die islamistische Propaganda in den Vierteln der Stadt Fuß gefasst hat und inwieweit sich die Aktivisten von heute von denen der achtziger Jahre unterscheiden.

Kamel Daoud: Abu Nuwas gehört auch zu meiner persönlichen Mythologie. Die langsame Auflösung seiner Wein-Metapher begeistert mich immer wieder: Für die persischen Dichter aus dem siebten Jahrhundert symbolisierte der Wein das Göttliche und war der bildliche Ausdruck für Ekstase und Gott. Der Wein drückte Gott besser aus als Verse. Danach wurde all das herabgewürdigt, bis schließlich im Wahhabismus die Weintrinker kriminalisiert und verfolgt wurden. Dieser mit der Auflösung der Metapher einhergehende Niedergang enthüllt meiner Meinung nach das ganze Dilemma der Welt, in der ich lebe. Der Wein, der gleichzeitig Ausdruck für den Rausch und das Göttliche war, ist inzwischen nur noch ein Synonym für den Verstoß gegen das Gesetz. Abu Nuwas erinnert uns daran, dass es eine Zeit gegeben hat, in der er etwas Herrliches war. Kaum vorstellbar, dass Abu-l-Ala al-Maari [973–1057], ein großer syrischer, blinder Dichter, es wagen konnte, *Sendschreiben über die Vergebung* als ein Werk vorzustellen, das »stilistisch

dem Koran überlegen war« – heutzutage wäre das völlig unmöglich – und dass er auf den Einwand hin, das Werk sei zwar sehr schön, ließe aber die Sanftheit des Korans vermissen, die großartige Antwort gab: »Die Herzen müssen es noch ein, zwei Jahrhunderte lang polieren, dann wird man sehen.« Ein solcher Schriftsteller ist nicht Teil der Vergangenheit, sondern auch Teil meiner eigenen Mythologie und Zukunftsvision.

Mathias Enard: Er hat auch, was ganz wichtig ist, die *Luzumiyat* geschrieben, wunderbare Gedichte über die Askese, die unter dem etwas freieren Titel *Die Vorschrift, die nicht vorgeschrieben ist* veröffentlicht wurden.

Kamel Daoud: Was Abu Nuwas betrifft, wünschte ich mir, er könnte zurückkommen, er wäre unsere Rettung. Bevor ich weitere Empfehlungen abgebe, muss ich aber auch auf die Diskrepanz auf dem Buchmarkt hinweisen, denn der Westen hat sich kaum je für die muslimische Welt interessiert, es sei denn, es ging eine Gefahr von ihr aus oder sie war ein Ort, der faszinierte oder Angst machte. Übersetzt wurden nur die herausragenden Texte und diejenigen, die Exotik versprachen. In der heutigen Situation muss die Zahl der Übersetzungen zunehmen. Will man den Wandel der Gesellschaft und des Weltbilds verstehen, sollte man sich unbedingt mit dem Roman *Der Jakubijân-Bau. Roman aus Ägypten* von Alaa El Aswany auseinandersetzen; er ist realistisch, genau und detailliert, ohne Schnörkel und einfach gut erzählt, so gut, dass man das Gefühl hat, die Geschichte könnte sich nicht nur in Kairo, sondern genauso gut in Tunesien, Marokko, Algerien oder Syrien zugetragen haben. Als ich das Buch las und dann auch den Film sah, brach ich immer wieder in schallendes Gelächter aus, so treffend war alles geschildert. Es ist faszinierend, die Entwicklung der Figur zu verfolgen, wie aus dem netten jungen Mann von 1970 bis 1980 ein radikaler Islamist wird. Die inneren Beweggründe der islamistischen Gruppen, vor allem derjenigen, die sich der Macht genähert haben, sind großartig beschrieben, und dasselbe gilt auch für die allmählich stattfindende, fatale Entwicklung eines Weltbilds, einer Matrix, die muslimische Bruderschaften, die auch gewisse Dschihadisten und Anhänger der Al-Qaida und des Islamischen Staates einschließt. Das Mittel der Wahl für Islamisten ist die für alle totalitären Bewegungen

charakteristische Übertreibung. Um sich zu legitimieren, müssen sie immer extremere Positionen einnehmen. Der Slogan der muslimischen Brüder lautete: »Der Islam ist eine Religion und ein Staat«, der Slogan der Dschihadisten: »Der Islam ist eine Religion gegen den Staat«, der der Al-Qaida: »Die Religion ist kein Staat, sondern eine Religion«, während der IS verkündet: »Der Islam ist an erster Stelle ein Staat, dann eine Religion.« Ich glaube nicht, dass sie sich gegenseitig aufheben, vielmehr scheint es eine kontinuierliche Ahnenfolge dieser Bewegungen zu geben, die sich immer mehr radikalisiert. Täuschen wir uns nicht: Das Monster, so wie es sich heute präsentiert, ist ein Abkömmling des Übeltäters von gestern, der die Züge der muslimischen Brüder, des Wahhabismus trägt. Wie kann der Westen behaupten, dem Teufel den Garau zu machen zu wollen, wenn er ihm die Hand schüttelt? Die Herrscherfamilie Saudi-Arabiens finanziert den Klerus, der wiederum das Gedankengut verbreitet, das die Massaker im Gefolge hat. Dieses Monster hat viele Väter und Mütter, unter ihnen auch den Westen, das sollten wir nie vergessen.

Frauen

Kamel Daoud: Der Humanismus eines Volkes lässt sich meiner Meinung nach von seiner Einstellung den Frauen gegenüber ablesen. Dort, wo sie frei sind und anerkannt werden, sind das Weltbild, der Bezug zum eigenen Körper und zur Sexualität intakt. Darum beneide ich den Westen um seine Einstellung den Frauen gegenüber. Wenn meine Freunde einwenden, Frauen würden im Westen oft zu reinen Objekten reduziert, so antworte ich ihnen, das sei jedenfalls besser, als gar nicht zu existieren. Kämpft man nicht für die Befreiung der Frauen, wird man sich selbst auch nie befreien können. Der Unterschied zwischen einer Revolte und einer Revolution besteht darin, dass eine Revolte ausschließlich von Männern angezettelt wird, wenn aber Frauen hinzukommen, hat man eine Revolution. Wenn ich höre, ich würde eine sehr mutige Position vertreten, kann ich meinen Einsatz verglichen mit dem der Frauen nur lasch finden, denn für sie stehen ihr Körper, ihr Le-

ben, ihr Status auf dem Spiel. Der Kampf der Frauen in der arabischen Welt ist bewundernswerter als alles Übrige, davon bin ich überzeugt.

Mathias Enard: Die arabischen Reformer im 19. Jahrhundert und zu Anfang des 20. Jahrhunderts haben im Grunde nichts anderes gesagt, vor allem die Reformer in Ägypten und im Libanon ...

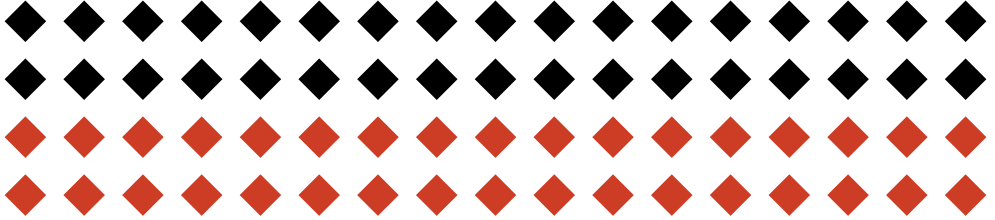
Trotz allem optimistisch

Mathias Enard: Die Rettung für die arabische Welt und vor allem für den Iran ist, dass sie auf eine tausend Jahre alte Kultur zurückgreifen können. Wer die Gegenwart regenerieren will, muss nur eine Bibliothek aufsuchen und lesen, was die Mutaziliten geschrieben haben [die Mu'tazila war die erste große theologische Schule des Islam, die im siebten Jahrhundert entstand], als dieser aufgeklärte Islam den Islamisten des neunten Jahrhunderts den Kampf ansagte. Man muss sich immer vor Augen führen, dass die heutigen Kämpfe schon einmal stattgefunden haben. Es sind unschätzbare Quellen der Inspiration, ein Erbe, das sich in den vielfältigen Beziehungen zwischen Iranern, Berbern, Türken zeigt. Ich bin nach wie vor optimistisch, dass uns mächtige Waffen zur Verfügung stehen und wir auch die richtigen Leute haben, die sie einsetzen können. Man muss sich nur darauf besinnen und die Medien dazu bringen, diese Gedanken zu verbreiten.

Kamel Daoud: Es ist nicht ohne Grund, dass der Kampf der Islamisten vor allem der Kultur gilt. Das Ziel ist, reinen Tisch zu machen für die eigenen Ideologien. Sie attackieren die kulturellen Werte, weil sie wissen, dass für die Gegenseite die Kultur der einzige Ausweg ist. Totalitäre Regime erkennen instinktiv, von welcher Seite Gefahr droht. Was mich hoffen lässt und trotz allem optimistisch stimmt, ist der Gedanke an das kurze Vorwort, das Borges zu seinen *Inquisitionen* verfasst hat: Es besagt, dass der Nationalsozialismus unbewusst sein eigenes Ende herbeigeseht hat. Angesichts der vom IS verübten Gräueltaten geht mir Folgendes durch den Kopf: Alles läuft auf einen Massensuizid hinaus, in den so viele Menschen wie nur möglich involviert werden sollen. Aber das wird nicht passieren. Die Terroristen werden weiterhin ihre Attentate

verüben, weiter morden, da der Islamismus aber eine Spielart des Faschismus ist, wird er sich schließlich selbst auflösen, denn er ist per se ein Ding der Unmöglichkeit. Er wird verschwinden. Offen bleibt nur, ob unsere Hoffnung sich auf ein Menschenleben oder auf zwei oder drei Generationen bezieht.

Das Gespräch wurde ermöglicht durch Pierre Assouline
Aus dem Französischen von Bärbel Brands
© Le Magazine Littéraire, No. 564, Februar 2016



»*Kompass* ist eine lang gereifte Huldigung
an die vielfältigen Beziehungen zwischen
Morgen- und Abendland.«

Joseph Hanimann, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

Mathias Enard

Kompass

Leseprobe

Wir sind zwei Opiumraucher, jeder in seiner Wolke, ohne etwas draußen zu sehen, allein, ohne uns je zu verstehen, wir rauchen, sterbende Gesichter in einem Spiegel, wir sind ein gefrorenes Bild, dem nur die Zeit den Anschein von Bewegung verleiht, ein Schneekristall, der auf ein Raureifknäuel gleitet, dessen komplexes Geflecht niemand wahrnimmt, ich bin dieser kondensierte Wassertropfen an der Fensterscheibe meines Wohnzimmers, eine flüssige Perle, die hinabrinnt und nichts vom Dampf weiß, aus dem sie hervorgeht, und nichts von den Atomen, aus denen sie noch besteht und die bald andere Moleküle bilden werden, andere Gebilde, die Wolken, die heute Abend tief über Wien stehen: Wer weiß, in welchen Nacken dieses Wasser rinnen wird, über welche Haut, auf welchen Gehsteig, zu welchem Fluss, und dieses verschwommene Gesicht auf dem Glas ist nur einen Augenblick lang meines, eine der Millionen Konfigurationen, die sich in der Einbildung formen können – sieh an, trotz des Sprühregens führt Herr Gruber seinen Hund spazieren, er trägt einen grünen Hut und seinen ewigen Regenmantel; mit kleinen, lächerlich wirkenden Sprüngen auf dem Gehsteig schützt er sich vor dem Spritzwasser der Autos: Der Köter glaubt, sein Herrchen wolle spielen, deshalb springt er an ihm hoch und fängt sich einen kräftigen Klaps ein, als er seine schmutzige Pfote an den Regenmantel von Herrn Gruber legt, der sich schließlich trotzdem der Fahrbahn nähert, um über die Straße zu gehen, wobei seine Silhouette von den Straßenlampen in die Länge gezogen wird, eine schwarze Pfütze in einem Meer von Schatten hoher Bäume, das von den Scheinwerfern in der Porzellangasse zerrissen wird, und Herr Gruber zögert offenbar, in die Dunkelheit am Alsergrund einzutauchen, wie ich zögere, abzulassen von meinen Betrachtungen über die Regentropfen, das Thermometer und den Rhythmus der Straßenbahnen, die zum Schottentor hinunterfahren.

Das Leben ist ein schmerzendes Spiegelbild, der Traum eines Opium-süchtigen, ein Gedicht von Rumi, gesungen von Shahram Nazeri, das *Ostinato* des *Zarb* lässt die Fensterscheibe unter meinen Fingern leicht zittern wie die Haut der Trommel, statt zu schauen, wie Herr Gruber im Regen verschwindet, statt den sich in die Höhe schraubenden Melismen des iranischen Sängers zu lauschen, dessen Kraft und Timbre manch einem unserer Tenöre die Schamesröte ins Gesicht treiben könnten, sollte ich lieber mit meiner Lektüre fortfahren. Ich sollte die CD anhalten, mich dabei zu konzentrieren ist unmöglich; obwohl ich diesen Sonderdruck zum zehnten Mal lese, verstehe ich seinen rätselhaften Sinn nicht, zwanzig Seiten, zwanzig entsetzliche, lähmende Seiten, die ausgerechnet heute bei mir angekommen sind, heute, wo ein mitfühlender Arzt meiner Krankheit vielleicht einen Namen gegeben und meinen Körper offiziell für krank erklärt hat, nachdem er fast mit Erleichterung eine Diagnose meiner Symptome stellen konnte – den Todeskuss –, eine Diagnose, die noch bestätigt werden muss, während, wie er meinte, die Behandlung schon beginnen und der weitere Verlauf abgewartet werden sollte, den Verlauf, so weit sind wir also schon, den Verlauf eines Wassertropfens beobachten bis zu seinem Verschwinden, bevor er sich im Großen All neu bildet.

Es gibt keine Zufälle, alles hängt zusammen, würde Sarah sagen, warum bekomme ich ausgerechnet heute diesen Artikel mit der Post zugesandt, einen altbackenen Sonderdruck, mit Heftklammern gebunden, und nicht als PDF, versehen mit »den besten Empfehlungen«, einer Mail, in der sie mir ein paar Neuigkeiten hätte berichten und mir mitteilen können, wo sie sich gerade aufhält, was es mit diesem Sarawak auf sich hat, von wo sie schreibt und das meinem Atlas zufolge ein malaysischer Bundesstaat ist, der im Nordwesten der Insel Borneo liegt und an Brunei mit seinem reichen Sultan grenzt, in Nachbarschaft auch, wie mir scheint, zu Debussys und Brittens Gamelan-Ensembles – aber der Artikel handelt von etwas anderem, nicht von Musik, abgesehen vielleicht von einem langen Klagelied; zwanzig eng bedruckte Seiten aus der Septembernummer von *Representations*, der schön gemachten Zeitschrift der Universität von Kalifornien, in der sie schon häufig veröffentlicht hat. Der Artikel trägt eine kurze Widmung auf dem Vorsatzblatt, ohne

weiteren Kommentar, *Für Dich, lieber Franz, ich umarme Dich ganz fest, Deine Sarah*, und ist am 17. November, das heißt vor zwei Wochen, aufgegeben worden – es dauert also noch zwei Wochen, bis ein Brief aus Malaysia in Österreich ankommt, vielleicht hat sie mit den Briefmarken geknausert, sie hätte auch eine Postkarte beilegen können, was bedeutet das jetzt, ich bin alles durchgegangen, was ich von ihr in meiner Wohnung habe, ihre Artikel, zwei Bücher, ein paar Fotos und sogar eine gedruckte und in rotes Kunstleder gebundene Ausgabe ihrer Dissertation, zwei dicke Bände, je drei Kilo schwer:

»Es gibt im Leben Wunden, die wie die Lepra, langsam, in der Einsamkeit an der Seele zehren«, schreibt der Iraner Sadeq Hedayat zu Beginn seines Romans *Die blinde Eule*: Das wusste der kleine Mann mit den runden Brillengläsern besser als jeder andere. Eine dieser Wunden hat ihn dazu gebracht, an einem Abend großer Einsamkeit in seiner Pariser Wohnung in der Rue Championnet den Gashahn weit aufzudrehen, an einem Abend im April, weit weg von Iran, sehr weit weg, mit nichts anderem zur Gesellschaft als ein paar Gedichten von Omar Khayyam und vielleicht einer dunkelbraunen Flasche Cognac oder einem kleinen Brocken Opium, oder vielleicht mit nichts, mit nichts außer den Texten, die er noch für sich behalten hatte und die er in die große Leere des Gases mitnahm.

Man weiß nicht, ob er einen Brief hinterlassen hat oder ein anderes Zeichen als seinen Roman *Die blinde Eule*, der seit langem vollendet war und der ihm zwei Jahre nach seinem Tod die Bewunderung französischer Intellektueller einbrachte, die nie etwas aus Iran gelesen hatten: Der Verleger José Corti veröffentlichte *Die blinde Eule* kurz nach Julien Gracqs Roman *Das Ufer der Syrten*. Gracq hatte mit diesem Roman großen Erfolg, im Jahr 1951, als das Gas in der Rue Championnet gerade seine Wirkung zu entfalten begann, und er sagte später, *Das Ufer der Syrten* sei der Roman »aller noblen Fäulnis«, gleich jener, die Hedayat damals im Äther des Weins und des Gases aufgefressen hatte. André Breton setzte sich dann für beide Männer und ihre Bücher ein, zu spät, um Hedayat von seinen Wunden zu heilen, hätte er denn je geheilt werden können, wäre denn sein Leiden nicht ganz sicher ein unheilbares gewesen.

Der kleine Mann mit den dicken, runden Brillengläsern lebte im Exil wie

in Iran, ruhig und zurückgezogen, er sprach mit leiser Stimme. Seine Ironie und seine bissige Traurigkeit brachten ihm die Zensur seiner Texte ein, wenn es nicht seine Sympathie für die Irren und die Trinker war, vielleicht sogar seine Bewunderung für bestimmte Bücher und Dichter; vielleicht unterlag er auch der Zensur, weil er ein bisschen Opium und Kokain ausprobierte, wobei er sich zugleich über Drogensüchtige mokierte, weil er allein trank oder den Makel hatte, nichts mehr von Gott zu erwarten, nicht einmal an gewissen Abenden großer Einsamkeit, wenn das Gas rief; vielleicht auch, weil er im Elend versank oder weil er mit Augenmaß daran glaubte oder eben nicht daran glaubte, dass seine Schriften wichtig waren, alles Dinge, die störten.

Jedenfalls weist in der Rue Championnet kein Schild auf sein Leben oder seinen Tod hin, und trotz des Gewichts der Geschichte, aufgrund derer man nicht an ihm vorbeikommt, trotz des Gewichts seines Todes, der noch immer auf seinen Landsleuten lastet, erinnert auch in Iran kein Denkmal an ihn. In Teheran lebt sein Werk heute so, wie er starb, elendig und im Untergrund, auf den Auslagen der Flohmärkte oder in verstümmelten Neuausgaben, um jede Anspielung gekürzt, die den Leser in Drogen oder in den Selbstmord treiben könnte, um die iranische Jugend zu schützen, die von solchen Krankheiten wie Verzweiflung, Selbstmord und Drogen befallen ist und sich deshalb mit großem Genuss auf Hedayats Bücher stürzt, wenn sie welche findet, und auf diese Weise gefeiert und schlecht gelesen, gesellt er sich zu den großen Namen, die auf dem Friedhof Père-Lachaise um ihn versammelt sind, zwei Schritte entfernt von Proust, wo er in alle Ewigkeit so bescheiden, so diskret wie zu Lebzeiten, ohne auffällige Blumen und mit seltenem Besuch seit jenem Apriltag 1951 ruht, als er sich für das Gas und die Rue Championnet entschied, um mit allem Schluss zu machen, aufgezehrt von einer erstickenden und unheilbaren seelischen Lepra. »Niemand trifft die Entscheidung, sich umzubringen; der Selbstmord sitzt in manchen Menschen, gehört zu ihrem Naturell.« Diese Zeilen schreibt Hedayat Ende der zwanziger Jahre. Er schreibt sie, bevor er Kafka liest und übersetzt, bevor er Khayyam herausgibt. Sein Werk entfaltet sich durch das Ende. Die erste Sammlung Kurzgeschichten, die er veröffentlicht, beginnt mit *Lebendig begraben*, *Zendé bé gour*, dem Selbstmord und der Zerstörung, und beschreibt, wie wir meinen, ganz eindeutig die Gedan-

ken, die ihm zwanzig Jahre später durch den Kopf gehen, als er sich dem Gas überlässt, sanft in den Dämmer Schlaf fällt, nachdem er in der winzigen Küche, die vom unerträglichen Duft des nahenden Frühlings erfüllt ist, für die Zerstörung seiner Unterlagen und Notizen gesorgt hat. Vielleicht noch beherzter als Kafka hat er seine Manuskripte vernichtet, vielleicht, weil er keinen Max Brod zur Hand hat, vielleicht, weil er niemandem vertraut oder weil er überzeugt ist, dass es an der Zeit ist zu verschwinden. Und wenn Kafka sich hustend davonmachte, bis zur letzten Minute Texte korrigierend, die seinem Willen nach verbrannt werden sollten, fällt Hedayat in die langsame Agonie des Tiefschlafs, nachdem er über seinen Tod bereits zwanzig Jahre zuvor geschrieben hat und sein ganzes Leben von den Narben und Wunden jener Lepra gezeichnet blieb, die ihn in seiner Einsamkeit aufzehrte und von der man ahnt, dass sie mit Iran, dem Orient, Europa und dem Okzident zusammenhängt, so wie Kafka in Prag zugleich Deutscher, Jude und Tscheche war, ohne auch nur irgendetwas davon zu sein, verlorenener als jeder andere und freier als alle. Hedayat litt an einer dieser Verwundungen an sich selbst, die einen durch die Welt schlingern lassen, es ist dieser feine Riss, der sich immer weiter auftut, bis er zur Kluft wird; und dem liegt wie beim Opium, beim Alkohol, bei allem, was einen aufreißt, keine Krankheit zugrunde, sondern eine Entscheidung, ein Wille, bis zum Ende Risse in seinem Sein zuzulassen.

Wenn wir diese Arbeit mit Hedayat und seiner *Blinden Eule* beginnen, dann um diesen Riss zu erforschen, weil wir seine Tiefen ausloten und uns in die Trunkenheit der Frauen und Männer versetzen wollen, die durch ihre Andersheit ins Taumeln gerieten; wir werden die Hand des kleinen Mannes ergreifen, um hinabzusteigen und die aufzehrenden Wunden zu beobachten, die Drogen, die Fremdheit und jenes Zwischenreich, jenen *Barzach*, die Welt zwischen den Welten, in die Künstler und Reisende fallen.

Dieser Prolog ist wirklich eine Überraschung, und die ersten Zeilen sind noch genauso verwirrend wie vor fünfzehn Jahren – es muss schon spät sein, trotz des *Zarb* und Nazeris Stimme fallen mir über dem alten Typoskript die Augen zu. Als man Sarah bei der Verteidigung ihrer Doktorarbeit den »romantischen« Ton der Einleitung und die »vollkommen abwegige« Parallele zu Gracq und Kafka vorwarf, war sie wütend geworden.

Morgan, ihr Doktorvater, hatte immerhin versucht, sie in Schutz zu nehmen, auf ziemlich naive Weise allerdings, meinte er doch, es sei immer gut, »von Kafka zu sprechen«, was die Jury aus pikierten Orientalisten und schläfrigen Mandarinen aufseufzen ließ, die allenfalls durch den Hass, den sie einander entgegenbrachten, aus ihrem doktrinären Schlaf gerissen werden konnten. Sie vergaßen Sarahs befremdliche Einleitung übrigens ziemlich schnell, um sich über Fragen der Methodologie zu streiten, das heißt, sie sahen nicht, worin das wissenschaftliche Interesse an diesem *Spaziergang* (der alte Prof spuckte das Wort aus wie eine Beleidigung) liegen konnte, nicht einmal, wenn man sich dabei von Sa-deq Hedayat an die Hand nehmen ließ. Ich war auf der Durchreise in Paris gewesen und freute mich, zum ersten Mal der Verteidigung einer Doktorarbeit »an der Sorbonne« beiwohnen zu dürfen, und dann auch noch bei ihrer Disputation, doch nachdem ich meine Überraschung und Belustigung über den auffälligen Zustand der Flure, des Hörsaals und der Jury hinter mir gelassen hatte, die ans hinterste Ende von Gott weiß welchem, im Labyrinth des Wissens verlorenen Fachbereich verbannt waren, wo fünf Geistesgrößen nacheinander ihr geringes Interesse an dem Text unter Beweis stellten, über den sie sprechen sollten, wobei sie – wie ich im Saal – übermenschliche Anstrengungen vollbrachten, um nicht einzuschlafen, erfüllte mich diese Übung mit Bitterkeit und Melancholie, und als wir den Ort verließen (einen schmucklosen Hörsaal mit zusammengeschobenen Pulten, die jede Menge Risse und Sprünge aufwiesen und kein Wissen, sondern unterhaltsame Graffiti und festklebende Kaugummis bargen), um diese Leute beratschlagen zu lassen, wäre ich am liebsten Hals über Kopf davongerannt, den Boulevard Saint-Michel hinunter ans Ufer der Seine, um Sarah nicht zu begegnen, damit sie nicht meine Eindrücke von dieser berühmt-berüchtigten Verteidigung erriet, die so wichtig für sie sein musste. Das Publikum zählte rund dreißig Personen, eine große Menge für den winzigen Flur, in den wir uns drängen mussten, Sarah war zusammen mit der Zuhörerschaft herausgekommen, sie sprach mit einer älteren und sehr eleganten Dame, ihrer Mutter, wie ich wusste, und mit einem jungen Mann, der ihr verblüffend ähnlich sah, ihrem Bruder. Es war unmöglich, zum Ausgang zu gelangen, ohne ihnen zu begegnen, also kehrte ich um und betrachte-

te die Porträts der Orientalisten, die den Flur schmückten, alte, vergilbte Stiche und Gedenktafeln aus einer glanzvollen Vergangenheit. Sarah schwatzte, sie sah erschöpft aus, aber nicht niedergeschlagen; vielleicht hatte sie im Eifer des wissenschaftlichen Gefechts, während sie sich Notizen machte, um ihre Antworten vorzubereiten, eine völlig andere Wahrnehmung gehabt als das Publikum. Sie hat mich bemerkt und mir zugewinkt. Ich war vor allem gekommen, um ihr beizustehen, aber auch, um mich, und sei es nur im Geiste, auf meine eigene Disputation vorzubereiten – und was ich nun erlebt hatte, war nicht dazu angetan, mich zu beruhigen. Ich täuschte mich: Nach einigen Minuten des Beratschlagens bat man uns erneut in den Saal, und sie erhielt die Bestnote; der berühmte Präsident, Gegner des »Spaziergangs«, beglückwünschte sie aufs Herzlichste zu ihrer Arbeit, und heute, da ich diesen Anfang wieder lese, muss ich durchaus einräumen, dass etwas Starkes und Innovatives in diesen vierhundert Seiten lag, die von den Bildern und Darstellungen des Orients handelten, den Nicht-Orten, Utopien und ideologischen Trugbildern, in denen sich viele, die sie durchstreifen wollten, verirrt hatten: Die Körper der Künstler, Dichter und Reisenden, die versucht haben, sie zu erforschen, sind nach und nach in die Selbstzerstörung getrieben worden; die Illusion zehrt, wie Hedayat sagte, in der Einsamkeit an der Seele – was man lange Zeit Wahn, Melancholie, Depression genannt hatte, war oft das Ergebnis einer Reibung, eines Selbstverlusts in der Schöpfung, im Kontakt mit der Andersheit, und selbst wenn mir das heute ein wenig voreilig erscheint, romantisch, um es genau zu sagen, lag darin zweifellos schon eine echte Intuition, auf der sie ihre ganze spätere Arbeit aufbaute.

Nachdem die für sie sehr erfreuliche Entscheidung verkündet war, ging ich zu ihr, um sie zu beglückwünschen, sie umarmte mich herzlich und fragte, was machst du denn hier, und ich antwortete, dass mich ein glücklicher Zufall in diesem Moment nach Paris geführt habe, eine kleine Notlüge, und so nahm ich ihre Einladung gerne an, mich ihr und ihrer Gesellschaft auf das traditionelle Glas Champagner anzuschließen; wir kamen im ersten Stock eines Cafés im Universitätsviertel zusammen, wo solche Ereignisse häufig gefeiert werden. Sarah sah plötzlich vollkommen erledigt aus, ich bemerkte, dass sie in ihrem grauen Kostüm

schwamm; ihre Formen waren von der Universität aufgesaugt worden, die Spuren der Anstrengungen, die sie im Laufe der vorangegangenen Wochen und Monate vollbracht hatte, waren körperlich bei ihr sichtbar: Die vorausgegangenen vier Jahre waren auf diesen Augenblick ausgerichtet gewesen, hatten keinen anderen Sinn gehabt, und jetzt, da der Champagner floss, zeigte sie das sanfte Lächeln einer Gebärenden – mit Ringen um die Augen, ich dachte mir, dass sie in der Nacht zuvor vermutlich ihr Exposé durchgegangen war und vor Aufregung nicht hatte schlafen können. Ihr Doktorvater, Gilbert de Morgan, war natürlich auch da; ich war ihm bereits in Damaskus begegnet. Er machte keinen Hehl aus seiner Zuneigung zu seinem Schützling, betrachtete sie zärtlich mit väterlichem Auge, das in der Champagnerlaune sachte nach dem Inzest schielte: Beim dritten Glas, als er allein, mit erregtem Blick und geröteten Wangen, auf seine Ellbogen gestützt an einem hohen Tisch stand, ertappte ich ihn, wie er an Sarah hinauf- und hinuntersah, von den Knöcheln bis zum Gürtel, von unten nach oben, dann von oben nach unten – dann entfuhr ihm ein leiser sehnsüchtiger Rülps, und er leerte sein viertes Glas. Er bemerkte, dass ich ihn beobachtete, rollte grimmig mit den Augen, bis er mich erkannte und mir zulächelte, wir sind uns doch schon einmal begegnet, oder? Ja, ich frischte sein Gedächtnis auf, ich bin Franz Ritter, wir sind uns mit Sarah in Damaskus begegnet – ach, natürlich, der Musiker, an diese Verwechslung hatte ich mich schon so sehr gewöhnt, dass ich mit einem etwas einfältigen Lächeln antwortete. Ich hatte noch keine zwei Worte mit der frisch Promovierten gewechselt, die von ihren Freunden und Verwandten belagert wurde, da nahm mich schon dieser große Gelehrte in Beschlag, um den außerhalb eines Seminarraums oder einer Beratungsstunde alle einen großen Bogen machten. Er stellte mir in diesem Rahmen angebrachte Fragen nach meiner akademischen Laufbahn, Fragen, auf die ich keine Antwort wusste und die ich mir selbst lieber nicht stellte; trotzdem, er war gut drauf, locker, *gaillard*, wie es bei den Franzosen heißt, um nicht scharf oder geil zu sagen, und ich malte mir alles aus, nur nicht, dass ich ihn ein paar Monate später in Teheran wiedersehen würde, unter anderen Umständen und in einer ganz anderen Verfassung, aber wieder in Begleitung von Sarah, die gerade ein längeres Gespräch mit Nadim führte – er war soeben einge-

troffen und sie musste ihm erklären, was es mit der Disputation auf sich hatte, ich habe keine Ahnung, warum er nicht dabei war; er war ebenfalls sehr elegant gekleidet, trug ein weißes Hemd mit Stehkragen, das auf seine blasse Haut, seinen kurzen, schwarzen Bart abstrahlte; Sarah hielt seine Hände, als ob sie gleich zu tanzen beginnen würden. Ich entschuldigte mich bei ihrem Professor und ging zu ihnen; Nadim umarmte mich sogleich brüderlich, was mich augenblicklich nach Damaskus und nach Aleppo versetzte, zu Nadims nächtlichem Lautenspiel, an dem sich die Sterne am metallischen Himmel Syriens berauschten, jenem fernen, so fernen Syrien, dessen Himmel nicht mehr von Kometen, sondern von Raketen, Granaten und Kriegsgetöse zerrissen wurde – 1999 in Paris bei einem Glas Champagner konnte sich kein Mensch vorstellen, dass Syrien von schlimmster Gewalt verwüstet werden sollte, dass der Souk von Aleppo in Flammen aufgehen und die Umayyaden-Moschee einstürzen würde, dass so viele Freunde sterben oder zum Exil gezwungen sein würden; und von einer komfortablen, ruhigen Wiener Wohnung aus kann man sich den Umfang der Schäden, das Ausmaß des Schmerzes auch heute noch nicht vorstellen.

Jetzt ist die CD zu Ende. Welche Kraft in diesem Stück von Nazeri liegt. Welch magische, mystische Schlichtheit in dieser Perkussionsarchitektur, die das langsame Pulsieren des Gesangs trägt, den fernen Rhythmus der ersehnten Ekstase, ein hypnotischer *Dhikr*, der einem im Ohr bleibt und einen stundenlang begleitet. Nadim ist heute ein international anerkannter Lautenspieler, ihre Heirat hatte in der kleinen Ausländergemeinde von Damaskus großes Aufsehen erregt, sie kam so unvorhergesehen, so plötzlich, dass sie in den Augen vieler und vor allem in denen der französischen Botschaft von Damaskus verdächtig war – eine der zahllosen Überraschungen, für die Sarah bekannt ist, die letzte ist dieser besonders ergreifende Artikel über Sarawak: Kurz nach Nadims Ankunft verabschiedete ich mich bei ihnen, Sarah bedankte sich lang und breit für mein Kommen, fragte nach, ob ich noch einige Tage in Paris bliebe, ob wir Zeit fänden, uns wiederzusehen, nein, antwortete ich, am nächsten Tag würde ich nach Österreich zurückkehren; ich grüßte respektvoll den Professor, der nun über seinem Tisch völlig die Fassung verloren hatte, und ging weg.

Nachdem ich das Café verlassen hatte, setzte ich meinen Pariser Spaziergang fort. Ich grübelte, während ich durch das welke Laub auf den Kais der Seine schlurfte, lange über die wahren Gründe nach, die mich dazu getrieben haben könnten, meine Zeit mit der Disputation einer Doktorarbeit und dem darauffolgenden Umtrunk zu vergeuden, und im Lichtschein, der die brüderlichen Arme der Brücken in Paris umgab und sie dem Nebel entriss, ahnte ich, dass es etwas mit meinem Lebensweg zu tun haben musste, einem Schlendern, dessen Sinn und Zweck vermutlich erst a posteriori und sicher nur hier, in Wien, zum Vorschein kommen würde, wo Herr Gruber jetzt mit seinem grässlichen Köter von seinem Spaziergang zurückkommt: laute Schritte im Treppenhaus, ein kläffender Hund, und dann über mir, an meiner Decke, Galopp und Scharren. Herr Gruber hat es nie verstanden, rücksichtsvoll zu sein, aber er ist der Erste, der sich über meine CDs beschwert, Schubert geht ja noch, sagt er, aber diese alten Opern und diese, ähm, exotische Musik ist nicht unbedingt jedermanns Geschmack, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich verstehe, dass die Musik Sie stört, Herr Gruber, und das tut mir sehr leid. Ich muss Ihnen allerdings sagen, dass ich in Ihrer Abwesenheit alles nur Erdenkliche ausprobiert habe, um ans Ohr Ihres Hundes zu dringen, und ich habe herausgefunden, dass einzig und allein Bruckner (und auch das nur in einer Lautstärke, die eigentlich nicht mehr akzeptabel ist) sein Scharren auf dem Parkettboden beruhigen und sein gellendes Bellen zum Verstummen bringen kann, über das sich übrigens das ganze Haus beschwert; ich habe mir sogar vorgenommen, eine wissenschaftliche Abhandlung zur Musiktherapie für Tiere darüber zu schreiben, was mir zweifelsohne die Glückwünsche meiner Kollegen einbringen wird: »Der Einfluss von Blechbläsern auf die Stimmung von Hunden, Ausblicke und Entwicklungen«.

Gruber hat Glück, dass ich selbst müde bin, sonst würde ich ihm umgehend einen Wirbel von *Tombak*-Schlägen hochschicken, exotische Musik für ihn und seinen Hund. Müde vom langen Tag der Erinnerungen, durch die ich – wozu sich verstellen – die Krankheit vergessen wollte, habe ich schon heute Morgen bei der Rückkehr vom Krankenhaus den Briefkasten geleert, ich dachte, der wattierte Umschlag würde jene aufschlussreichen Ergebnisse der medizinischen Untersuchungen ent-

halten, von denen mir das Labor eine Kopie zuschicken sollte: Bevor der Poststempel mich über meinen Irrtum aufklärte, schreckte ich minutenlang davor zurück, den Umschlag zu öffnen. Ich dachte, Sarah sei irgendwo zwischen Darjeeling und Kalkutta, und da taucht sie im sattgrünen Dschungel im Norden der Insel Borneo auf, in den ehemals britischen Besitzungen dieser dickbauchigen Insel. Das monströse Thema des Artikels, der trockene Stil, der so anders ist als ihre übliche Lyrik, hat etwas Erschreckendes; wochenlang haben wir uns keine Briefe geschrieben, und ausgerechnet jetzt, da ich die schwerste Zeit meines Lebens durchmache, erscheint sie auf diese einzigartige Weise wieder – ich habe den ganzen Tag mit ihr verbracht, damit, ihre Texte wieder zu lesen, was mich vom Grübeln abgehalten, mich abgelenkt hat, und wengleich ich mir vorgenommen hatte, die Hausarbeit einer Studentin zu korrigieren, werde ich jetzt schlafen gehen, ich glaube, morgen früh ist noch Zeit genug, um in die Überlegungen dieser Studentin einzutauchen, *Der Orient in Glucks Wiener Opern*, denn mir fallen vor Müdigkeit schon die Augen zu, so dass ich alle Lektüre aufgeben und ins Bett gehen muss.

Das letzte Mal sah ich Sarah, als sie aus irgendwelchen akademischen Gründen drei Tage in Wien verbrachte. (Ich hatte ihr natürlich angeboten, bei mir zu wohnen, doch sie hatte abgelehnt mit der Begründung, die Organisation, die sie eingeladen habe, zahle ihr ein ausgezeichnetes, sehr wienerisches Hotel, auf das sie nicht zugunsten meines *durchgelegenen* Kanapees verzichten wolle, und ich war, geben wir es ruhig zu, stocksauer.) Sie hatte sich in einem Kaffeehaus im 1. Bezirk mit mir verabredet, einer dieser prunkvollen Einrichtungen, denen der Andrang von Touristen und älteren Wiener Herren jene dekadente Atmosphäre verlieh, die ihr gefiel, und sie war in blendender Form. Trotz des Nieselregens drang sie bald darauf, mit mir spazieren zu gehen, was mich verdrießlich stimmte, denn ich hatte nicht die geringste Lust, an einem feuchtkalten Herbstnachmittag den Urlauber zu spielen, aber sie sprühte vor Energie und konnte mich schließlich überreden. Sie wollte den D-Wagen bis zur Endstation oben in Nussdorf nehmen, dann ein wenig den Beethovenweg entlangwandern. Ich erwiderte, dass wir vor allem durch Matsch stapfen würden und deshalb besser hier im Viertel bleiben sollten – wir sind dann über den Graben bis zum Stephansdom flaniert, und ich habe

ihr zwei oder drei Anekdoten über Mozarts schlüpfrige Lieder erzählt, die sie zum Lachen brachten.

– Weißt du, Franz, meinte sie, als wir die Reihe der Kaleschen am Rand des Stephansplatzes entlanggingen, es gibt etwas ziemlich Interessantes bei den Leuten, die glauben, Wien sei das Tor zum Orient, worüber nun wiederum ich lachen musste.

– Lach du nur, aber ich meine es ernst, ich denke, ich werde darüber schreiben, über die Darstellungen Wiens als *Porta Orientis*.

Die Nüstern der Pferde dampften in der Kälte, und sie defäkierten ganz ruhig in die Lederbeutel, die man ihnen unter ihre Schwänze gebunden hatte, damit sie das edle Wiener Pflaster nicht verschmutzten.

– So viel ich auch darüber nachdenke, ich sehe das nicht, erwiderte ich. Hofmannsthals Formel von Wien als »Porta Orientis« scheint mir sehr ideologisch besetzt zu sein, verbunden mit seinem *Wunsch*, was den Platz des Kaiserreichs in Europa angeht. Die Floskel stammt von 1917 ... Natürlich haben wir *Cevapcici* und Paprika, aber abgesehen davon ist Wien mehr die Stadt von Schubert, Richard Strauss und Schönberg, und darin liegt meines Erachtens nichts Orientalisches. Und selbst in den Bildern und Vorstellungen der Wiener konnte ich außer dem Halbmond nur schwerlich irgendetwas erkennen, das auch nur ein wenig an den Orient erinnert.

Es ist ein Klischee. Ich rieb ihr meine Verachtung für diese Vorstellung, die so abgedroschen ist, dass sie keinen Sinn mehr ergibt, unter die Nase:

– Nur weil die Osmanen zweimal vor den Stadttoren lagen, wird man doch nicht gleich zum Tor des Orients.

– Darum geht es nicht; inwieweit diese Vorstellung der Realität entspricht, ist nicht die Frage, mich interessiert, warum so viele Reisende Wien und Budapest als die ersten »orientalischen« Städte betrachtet haben, und was uns das über die Bedeutung sagen kann, die sie diesem Wort gaben. Und wenn Wien das *Tor* zum Orient ist, zu welchem Orient hin öffnet es sich dann?

Ihre endlose, ewige Suche nach der Bedeutung des Orients – ich gebe zu, dass ich meine Gewissheiten in Frage gestellt, sie meinerseits überdacht habe, und wenn ich jetzt daran denke, während ich das Licht aus-

knipse, lag vielleicht etwas von Istanbul, etwas von *Öster-Reich*, dem Reich des Ostens, im Kosmopolitismus des Kaiserreichwiens, aber heute läge das in weiter, sehr weiter Ferne für mich. Wien ist seit langem nicht mehr die Hauptstadt des Balkans, und die Osmanen gibt es nicht mehr. Das Habsburgerreich war zweifellos das Reich der Mitte, und während mein Atem wie immer kurz vor dem Einschlafen ruhiger wird, während ich, das wohltuend kühle Kopfkissen unter meiner Wange und den Nachklang des *Zarb* noch im Ohr, die Autos über die nasse Straße gleiten höre, muss ich mir eingestehen, dass Sarah Wien zweifellos besser, gründlicher kennt als ich, nicht auf Schubert oder Mahler beschränkt, wie so oft Auswärtige eine Stadt besser kennen als ihre im Alltag gefangenen Bewohner – vor langer Zeit, ich hatte bereits diese Wohnung bezogen, vor unserer Abreise nach Teheran, schleppte sie mich ins Josephinum, die ehemalige Lehranstalt für Feldärzte, in dem sich eines der schauderhaftesten Museen befindet: eine Ausstellung anatomischer Modelle vom Ende des 18. Jahrhunderts, die zu Anschauungszwecken und zur Ausbildung von Chirurgen für die Armee konzipiert war, so dass man ohne Leichen und die damit verbundenen Gerüche auskam –, es sind Wachsfiguren, die bei einer der größten Skulpturenwerkstätten in Florenz bestellt worden waren. Unter den in Schaukästen aus wertvollen Hölzern ausgestellten Modellen lag auf einem heute verblichenen rosa Kissen hingestreckt eine blonde junge Frau mit zarten Gesichtszügen, das Gesicht zur Seite gekehrt, den Nacken leicht geneigt, das Haar gelöst, mit einem goldenen Diadem über der Stirn, den Mund ein wenig geöffnet, mit einer schönen, zweireihigen Perlenkette um den Hals, ein Knie halb angezogen, die Augen geöffnet, in einer nahezu ausdruckslosen Pose, die aber bei längerer Betrachtung an Hingabe oder zumindest Passivität erinnert: Vollständig nackt, der Schamberg dunkler als ihr Haar und leicht gewölbt, war sie von großer Schönheit. Von der Brust bis zur Vagina offen wie ein aufgeschlagenes Buch, konnte man Herz, Lunge, Leber, Gedärme, Gebärmutter und Schlagadern sehen, als hätte ein Sexualstraftäter ihren Brustkorb und ihren Unterleib sorgfältig aufgeschlitzt und ihre Innereien mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit freigelegt wie das Innere eines Nähkästchens, einer teuren Standuhr oder eines Automaten. Ihr langes, über das Kissen fließende Haar, ihr ruhiger Blick, ihre halb

geschlossenen Hände suggerierten sogar, dass sie Lust daran hätte empfinden können, und das ganze Objekt samt dem Glaskäfig und seinem Mahagonirahmen erregten zugleich Begehren und Entsetzen, Faszination und Abscheu: Ich stellte mir vor, wie die jungen Medizinstudenten vor zweihundert Jahren diesen Wachskörper entdeckten, warum denken wir vor dem Einschlafen an solche Dinge, wo es doch besser wäre, sich den Kuss einer Mutter auf unsere Stirn vorzustellen, diese zärtliche Geste, auf die man am späten Abend wartet und die nie kommt, und nicht anatomische Puppen, die vom Schlüsselbein bis zum Unterleib offen daliegen – was dachten wohl jene angehenden Knochenklempner vor diesem nackten Simulacrum, gelang es ihnen, sich auf den Verdauungsapparat oder das Atmungssystem zu konzentrieren, wo doch die erste Frau, die sie aus der Höhe ihrer Sitzreihen und ihrer zwanzig Jährchen so unbekleidet sahen, eine elegante Blondine war, eine künstliche Tote, der ein Bildhauer unter großen Anstrengungen alle Aspekte des Lebens mitgegeben hatte, für die er sein ganzes Können aufgewandt hatte, in der Kniebeuge, beim Teint der Schenkel, dem Ausdruck der Hände, der realistischen Gestaltung des Geschlechts, beim gelben Aderwerk der Milz, beim Dunkelrot der Lungenbläschen. Sarah geriet vor dieser Perversion in Entzücken, schau dir nur dieses Haar an, ist doch unglaublich, meinte sie, wie gekonnt sie drapiert ist, um Unbekümmertheit und Liebe auszudrücken, und ich hatte einen ganzen Hörsaal voller studierender Feldscherer vor Augen, die Laute der Bewunderung ausstießen, als ein schnaubbärtiger Professor rüde dieses Modell enthüllte, um mit dem Stock in der Hand nacheinander die inneren Organe aufzuzählen und mit Kennermiene den Clou des Spektakels anzutippen, den winzigen Fötus in der dunkelrosaroten Gebärmutter wenige Zentimeter über dem verblassenden, zarten blonden Schamhaar, der so feingliedrig war, dass man ihn für den Abglanz einer erschreckenden, verbotenen Zärtlichkeit halten konnte. Sarah hatte mich darauf aufmerksam gemacht, ist ja irre, sie ist schwanger, und ich habe mich gefragt, ob diese wächserne Gravidität eine Laune des Künstlers oder eine Forderung der Auftraggeber war, das ewig Weibliche in jeder Hinsicht, in all seinen Möglichkeiten zu zeigen; hatte man über dem feinen Schamhaar diesen Fötus erst einmal entdeckt, verstärkte das noch die sexuelle Spannung, die von die-

ser Komposition ausging, und es beschlich einen ein ungeheures Schuldgefühl, hatte man doch die Schönheit im Tod gefunden, einen Funken Lust in einem so perfekt zerlegten Körper – man konnte nicht umhin, sich den Augenblick der Empfängnis dieses Embryos vorzustellen, eine im Wachs verloren gegangene Zeit, und sich zu fragen, welcher Mann, aus Fleisch oder aus Harz, in diese makellosen Eingeweide eingedrungen war, um sie zu schwängern, und wandte sogleich den Blick ab: Sarah lächelte über meine Scham, sie hat mich immer für prude gehalten, sicher weil sie nicht begreifen konnte, dass es nicht an der Szene selbst lag, dass ich mich abwandte, sondern an der tatsächlich weitaus verwirrenderen Szene, die sich in meinem Kopf abspielte – und in der ich oder jemand, der mir ähnelte, dabei war, diese lebende Tote zu penetrieren.

Die restliche Ausstellung war entsprechend: Ein Gehäuteter ruhte friedlich, mit angezogenem Knie, als ob weiter nichts wäre, dabei bedeckte, um die bunte Vielfalt seines Blutkreislaufs zu zeigen, kein Quadratcentimeter Haut mehr seinen Körper, kein einziger; Füße, Hände, verschiedene Organe befanden sich in Präparategläsern, dazu Teile von Knochen, Gelenken, Nerven, also alles, was ein Körper an großen und kleinen Geheimnissen birgt, und natürlich muss ich jetzt daran denken, heute Abend, in dieser Nacht, nachdem ich am Vormittag Sarahs schrecklichen Artikel gelesen und dann die Mitteilung über meine Erkrankung erhalten habe und jetzt auf die verdamnten Analyseergebnisse warte, wechseln wir lieber das Thema, drehen wir uns um, der Mensch, der versucht einzuschlafen, dreht sich um und unternimmt einen neuen Anlauf, einen neuen Versuch, atmen wir tief durch.

Eine Straßenbahn rattert unter meinem Fenster vorbei, wieder eine, die die Porzellangasse hinunterfährt. Die Straßenbahnen, die hinauffahren, sind leiser, oder vielleicht sind es einfach auch nur weniger; wer weiß, ob die Stadtverwaltung nicht bestrebt ist, die Konsumenten in die Innenstadt zu bringen, ohne sich darum zu kümmern, wie sie anschließend wieder nach Hause kommen. Das Scheppern hat etwas Musikalisches, etwas von Alkans Etüde *Le chemin de fer*, nur langsamer, Charles-Valentin Alkan, der vergessene Klaviervirtuose, Freund von Chopin und Liszt, Heinrich Heine und Victor Hugo, von dem man erzählt, er sei von seinem Bücherregal erschlagen worden, als er in einem Fach nach

dem Talmud griff – neulich las ich, dies stimme wahrscheinlich nicht, es handele sich um eine weitere Legende, die sich um den legendären Komponisten rankt, der so brillant war, dass man ihn mehr als ein Jahrhundert lang vergessen hat, tatsächlich soll er von einer Garderobe oder einer schweren Hutablage erschlagen worden sein, der Talmud hatte a priori nichts damit zu tun. *Le chemin de fer* ist jedenfalls ein höchst virtuoseres Klavierstück, man hört darin den Dampf und das Quietschen der ersten Eisenbahnzüge, für die rechte Hand galoppiert die Lokomotive und für die linke drehen sich ihre Pleuelstangen, was den wahrlich seltsamen Eindruck einer Vervielfachung der Bewegung erzeugt, und meiner Meinung nach furchtbar schwierig zu spielen – Kitsch, hätte Sarah dagegegnen, reiner Kitsch diese Geschichte mit dem Zug, und sie hätte nicht ganz unrecht gehabt, diese programmatischen »imitativen« Kompositionen haben in der Tat etwas Antiquiertes, dennoch könnte das vielleicht die Idee zu einem Artikel sein, »Das Brausen von Zügen: die Eisenbahn in der französischen Musik«, wenn man zu Alkan noch *Pacific 231* von Arthur Honegger, die *Essais de locomotives* des Orientalisten Florent Schmitt und sogar die *Chant des chemins de fer* von Berlioz hinzunähme: Ich könnte auch selbst ein kleines Stück komponieren, *Porzellanstraßenbahnen*, für Glöckchen, *Zarb* und tibetanische Klangschalen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Sarah auch das für den allerletzten Kitsch halten; ob sie die Evokation der Bewegung eines Spinnrads, eines Pferds im Galopp oder der Abdrift eines Boots für ebenso kitschig halten würde, sicher nicht, ich glaube mich zu erinnern, dass sie wie ich Schuberts *Lieder* schätzte, jedenfalls haben wir häufig darüber gesprochen. Der Madrigalismus ist definitiv ein Streitfall. In den zarten Federn meines mit einem Baumwollbezug frisch bezogenen Kopfkissens bekomme ich Sarah nicht aus dem Kopf, ich kann mich einfach nicht erinnern, warum sie mich in dieses unglaubliche Wachsfigurenmuseum geschleppt hatte – woran arbeitet sie zu dem Zeitpunkt, als ich hierherzog, damals kam ich mir vor wie Bruno Walter, der dem Ruf des großen Mahlers folgt, um ihm an der Wiener Oper zu assistieren, nur hundert Jahre später: Siegreich zurückgekehrt von einem Feldzug im Orient, aus Damaskus, um genau zu sein, war ich berufen worden, meinem Professor an der Universität zu assistieren, und ich hatte beinahe auf Anhieb diese

Wohnung zwei Schritte vom herrlichen Campus entfernt gefunden, wo ich meines Amtes walten sollte, ein kleines Apartment, sicher, aber angenehm, trotz des Kratzens von Herrn Grubers Tier, und das Schlafsofa war, ganz gleich was Sarah dazu sagt, ganz in Ordnung, der Beweis: Als sie zum ersten Mal hier war, zum Zeitpunkt unseres seltsamen Besuchs im Museum der aufgeschnittenen Schönen, hatte sie mindestens eine Woche darauf geschlafen, ohne sich zu beklagen. Entzückt von Wien, entzückt darüber, dass ich ihr Wien zeigte, wie sie sagte, obgleich sie es war, die mich zu den unwahrscheinlichsten Orten in der Stadt schleppete. Natürlich habe ich ihr Schuberts Geburtshaus und die zahlreichen Wohnstätten Beethovens gezeigt; natürlich habe ich ein Vermögen ausgegeben (ohne es ihr zu verraten, denn ich log, was die Preise betraf), damit wir in die Oper gehen konnten – in Verdis von Schwertern und Wut erfüllten *Simon Boccanegra* in der Inszenierung des großen Peter Stein, hinterher war Sarah begeistert, verblüfft, überwältigt vom Opernhaus, dem Orchester, den Sängern, der Aufführung. Gott weiß, dass die Oper kitschig sein kann, dennoch hat sie sich Verdi und der Musik hingeeben, nicht ohne mich wie immer auf eine amüsante Koinzidenz aufmerksam zu machen: Hast du mitbekommen, dass der Mann, der die ganze Oper hindurch zum Spielball der anderen wird, Adorno heißt? Der, der meint, er habe recht, der sich auflehnt, sich täuscht, am Ende aber zum Dogen ernannt wird? Das ist doch verrückt. Sie war unfähig abzuschalten, selbst in der Oper. Was hatten wir hinterher gemacht, sicher ein Taxi genommen, um in einem Heurigen zu Abend zu essen und die ungewöhnlich warme Frühlingsluft zu genießen, wenn die Hügel um Wien nach Gegrilltem, nach frischem Gras und Schmetterlingen riechen, das täte mir jetzt gut, ein bisschen Junisonne anstelle dieses endlosen Herbsts, dieses ständigen Regens, der gegen die Fensterscheibe prasselt – eilig, wie ich es hatte, mich hinzulegen und das Licht auszumachen, vergaß ich Idiot, die Vorhänge zuzuziehen, ich werde wohl wieder aufstehen müssen, nein, nicht jetzt, nicht jetzt, wo ich gerade unter einer Weinlaube beim Heurigen sitze und mit Sarah Weißwein trinke, um vielleicht Erinnerungen aufzufrischen an Istanbul, an Syrien, die Wüste, wer weiß, oder über Wien und seine Musik zu reden, über den tibetischen Buddhismus oder den Aufenthalt in Iran, der sich abzeichnete. Die Grin-

zinger Nächte nach den Nächten von Palmyra, der Grüne Veltiner nach dem libanesischen Wein, die Frische eines Frühlingabends nach den schwülen, durchwachten Nächten von Damaskus. Eine leicht verlegene Spannung. Schwatzte sie da schon von Wien als dem Tor zum Orient, sie hatte mich schockiert, als sie Claudio Magris' *Donau*, eines meiner Lieblingsbücher, förmlich in der Luft zerriss: Magris sei ein Habsburg-Nostalgiker, meinte sie, sein Donaubuch eine furchtbare Ungerechtigkeit gegenüber den Balkanländern; je weiter er die Donau hinabfahre, umso weniger Informationen liefere er. Die ersten tausend Kilometer des Wasserlaufs nähmen zwei Drittel des Buchs ein; den weiteren tausendacht-hundert Kilometern widme er nur hundert Seiten: Sobald er Budapest verlasse, habe er fast nichts mehr zu sagen, vermittele er den Eindruck (im Gegensatz zur Ankündigung in seiner Einleitung), ganz Südosteuropa sei weit weniger interessant, als hätte sich dort nichts Bedeutendes abgespielt, als wäre dort nichts Bedeutendes gebaut worden. Das sei eine schrecklich »astrozentristische« Sicht der kulturellen Geographie, eine nahezu vollständige Negation der Identität des Balkans, von Bulgarien, Moldawien, Rumänien und vor allem ihres osmanischen Erbes.

Neben uns verschlang eine Tischgesellschaft von Japanern Wiener Schnitzel von märchenhafter Größe, die wie Ohren riesiger Teddybären zu beiden Seiten über den Rand der auch noch übergroßen Teller hingen.

Mit jedem Wort regte sie sich mehr auf, ihre Augen hatten sich verdunkelt, ihre Mundwinkel zitterten ein wenig; ich konnte nicht anders, ich musste scherzhaft dagegenhalten:

– Tut mir leid, aber ich versteh nicht, worum es geht; das Buch von Magris scheint mir kenntnisreich, poetisch und bisweilen sogar witzig zu sein, ein Spaziergang, ein gelehrter und subjektiver Spaziergang, was soll daran schlecht sein, sicher, Magris ist ein Spezialist für Österreich, er hat eine Doktorarbeit über das Bild des Kaiserreichs in der österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts geschrieben, also, was willst du, du wirst mich nicht von der Meinung abbringen, dass *Donau* ein großes Buch ist, ein weltweiter Erfolg zudem.

– Magris ist wie du, ein Nostalgiker. Ein melancholischer Triester, der dem Kaiserreich nachtrauert.

Sie übertrieb natürlich, der Wein tat das seine, sie war aufbrausend, redete immer lauter, so laut, dass sich unsere japanischen Tischnachbarn manchmal nach uns umdrehten; es machte mich allmählich etwas verlegen – außerdem wurmte mich das Wort Nostalgiker, auch wenn mir die Idee eines Austrozentrismus am Ende des 20. Jahrhunderts doch äußerst komisch erschien, sehr erheiternd.

– Die Donau ist ein Fluss, der Katholizismus, Orthodoxie und Islam verbindet, fügte sie noch hinzu. Das ist das eigentlich Wichtige: Sie ist mehr als ein Bindestrich, sie ist ... Sie ist ... ein Transportmittel. Die Möglichkeit des Übergangs.

Ich sah sie an, sie schien wieder ganz ruhig zu sein. Ihre Hand lag auf dem Tisch, ein Stück in meine Richtung geschoben. Zwischen den Weinspalieren und den Stämmen der Schwarzkiefern im blühenden Garten der Buschenschenke liefen Kellnerinnen in Spitzenschürzen mit schweren Tablets um uns herum, die beladen waren mit Karaffen, aus denen bei fast jedem Schritt der Mädchen auf den Kieswegen ein wenig von dem Weißwein herausschwappte, der so frisch aus den Fässern kam, dass er noch trübe war und schäumte. Ich hätte gern in Erinnerungen an Syrien geschwelgt; stattdessen erörtere ich die *Donau* von Magris. Sarah.

– Du hast das Judentum vergessen, sagte ich.

Etwas überrascht lächelte sie mich an; für einen Augenblick hatte sich ihr Blick aufgehellt:

– Ja, natürlich, auch das Judentum.

War das, bevor oder nachdem sie mich ins Jüdische Museum in der Dorotheergasse mitgenommen hat, keine Ahnung mehr, sie war entrüstet, absolut schockiert gewesen über die »Armut« dieses Museums, sie hatte sogar eine sehr ironische und recht vergnügliche *Zusätzliche Erläuterung zum offiziellen Führer des Jüdischen Museums Wien* verfasst. Ich sollte wieder einmal hingehen in den nächsten Tagen, nachsehen, ob sich etwas gebessert hat; damals war der Besuch nach Stockwerken organisiert, zuerst die wechselnden Ausstellungen, dann die ständige Sammlung. Der *holographische* Rundgang die herausragenden jüdischen Persönlichkeiten der Hauptstadt entlang schien ihr von unsäglicher Vulgarität, Hologramme für eine verschwundene Gemeinde, für Geister, welche fürchterliche Evidenz, von der Hässlichkeit dieser Bilder ganz zu schweigen.

Dabei war das erst der Beginn ihrer Entrüstung. Im obersten Stockwerk brach sie sogar in Gelächter aus, ein Lachen, das nach und nach in traurige Wut überging. In Dutzenden von Vitrinen, vollgestopft mit Gegenständen jeder Art, waren ohne jede Ordnung Hunderte von Bechern, Kerzenleuchtern, Tefillin, Schals, Tausende von Judaica angehäuft und mit einer summarischen und grauenerregenden Erklärung versehen: *Zwischen 1938 und 1945 geraubte Gegenstände, deren Besitzer sich nie gemeldet haben*, oder so ähnlich, Kriegsbeute, die man aus den Trümmern des Dritten Reichs geborgen und unter dem Dach des Jüdischen Museums Wien aufgestapelt hatte wie auf dem Dachboden eines etwas unordentlichen Uropas, eine Ansammlung, ein Haufen von Trödelkram für einen skrupellosen Antiquitätenhändler. Und es besteht kein Zweifel, sagte Sarah, dass dies in bester Absicht geschah, bevor sich Staub auf die Dinge gelegt und diese Anhäufung ihren Sinn vollkommen verloren hätte, um einem Kapharnaum Platz zu machen, und Kapharnaum ist, nicht zu vergessen, sagte sie, der Name einer Stadt in Galiläa. Sie wechselte zwischen Wut und Lachen: Was gibt denn das für ein Bild von der jüdischen Gemeinde, ich sag's dir, stell dir eine Schulklasse beim Besuch dieses Museums vor, sie werden denken, diese verschwundenen Juden seien Finanzjongleure gewesen und hätten Kerzenleuchter gesammelt, und sie hatte zweifellos recht, es war deprimierend, und ich fühlte mich ein wenig schuldig.

Nach unserem Besuch im Jüdischen Museum ließ Sarah die Frage der Andersheit keine Ruhe mehr, auf welche Weise diese Ausstellung der Frage der Differenz aus dem Weg ging, um sich auf »bedeutende Persönlichkeiten«, die zum »Selben« gehörten, und eine Anhäufung »sinnentleerer« Gegenstände zu konzentrieren, die, wie sie sagte, die religiösen, kulturellen, sozialen und sogar die sprachlichen Unterschiede »entschärften«, um die materielle Kultur einer glänzenden und verschwundenen Zivilisation zu präsentieren. Das gleiche der Anhäufung kultischer Skarabäen in den Holzvitrinen des Kairoer Museums oder den Hunderten von Pfeilspitzen und knöchernen Schabmessern in einem Museum der Vorgeschichte, meinte sie. Der Gegenstand füllt die Leere aus.

Ich saß also ganz entspannt in einem Heurigen, um einen herrlichen Frühlingsabend zu genießen, und jetzt gehen mir Mahler und seine

Kindertotenlieder durch den Kopf, komponiert von dem Vater, der drei Jahre später in Maiernigg in Kärnten seine eigene tote Tochter in den Armen halten würde, Lieder, deren schreckliche Tragweite man erst lange nach seinem eigenen Tod 1911 verstanden hat: Manchmal wird die Bedeutung eines Werks auf entsetzliche Weise durch die Geschichte verstärkt, potenziert, in seinem Schrecken verzehnfacht. Es gibt keinen Zufall, würde Sarah sagen, die vom Buddhismus geprägt war, Mahlers Grab befindet sich auf dem Friedhof von Grinzing, zwei Schritte entfernt von diesem berühmten Heurigen, wo wir trotz der »danubischen« Auseinandersetzung einen wunderschönen Abend verbrachten, und diese *Kindertotenlieder* sind Gedichte von Friedrich Rückert, dem ersten großen orientalistischen Dichter Deutschlands zusammen mit Goethe, und schon wieder der Orient, immer der Orient.

Es gibt keinen Zufall, aber ich habe noch immer nicht die Vorhänge zugezogen, und die Straßenlampe an der Ecke zur Porzellangasse stört mich sehr. Nur Mut; wieder aufstehen fällt schwer, wenn man sich gerade hingelegt hat, ob man nun ein natürliches Bedürfnis übergangen hat, an das der Körper einen plötzlich erinnert, oder ob man vergessen hat, den Wecker zu stellen, der weit weg steht, es ist, vulgär gesprochen, zum Kotzen, man muss das Federbett zurückschlagen und mit den Zehenspitzen nach den Pantoffeln suchen, die nicht weit weg sein dürften, muss sich dazu durchringen, für das kurze Stück auf die Pantoffeln zu pfeifen, mit einem Satz zur Vorhangkordel zu springen, sich zu einem kurzen Abstecher im Badezimmer entschließen, im Sitzen urinieren, die Füße frei baumelnd, um einen weiteren Kontakt mit den eiskalten Fliesen zu vermeiden, muss dann so schnell wie möglich den umgekehrten Weg zurücklegen, um zu seinen Träumen zurückzukehren, die man am besten nie verlassen hätte, und dabei hat man immer dieselbe Melodie im Kopf, den man erleichtert aufs Kopfkissen sinken lässt – als Heranwachsender war es das einzige Stück von Mahler, das ich ertrug, und mehr noch, eines der seltenen Stücke, die mich zu Tränen rühren konnten, das Weinen der Oboe, dieser entsetzte Gesang, ich verbarg diese Leidenschaft wie ein kleines Schandmal, und heute stimmt es mich traurig zu sehen, wie Mahler strapaziert wird, vereinnahmt vom Kino und von der Werbung, sein schönes, schmales Gesicht derart eingesetzt, um

weiß Gott was zu verkaufen, man muss sich schon zurückhalten, um diese Musik nicht zu verabscheuen, die die Orchesterprogramme verstopft, die Kästen in den Plattenläden, die Radiosender, und letztes Jahr, zu seinem hundertsten Todestag, musste man sich die Ohren zustopfen, so sehr schwitzte Wien noch aus den unverdächtigsten Ritzen Mahler aus, man sah Touristen stolz Gustavs Konterfei auf ihren T-Shirts zur Schau stellen, Poster und Magneten für ihre Kühlschränke kaufen, und sicherlich besuchten ganze Scharen Klagenfurt, um sein Komponierhäuschen am Ufer des Wörthersees zu besichtigen – ich war noch nie dort, das wäre noch ein Ausflug, den ich Sarah vorschlagen könnte, das mysteriöse Kärnten durchstreifen: Es gibt keinen Zufall, Österreich liegt zwischen uns mitten in Europa, dort haben wir uns kennengelernt, ich bin schließlich dorthin zurückgekehrt, und sie hat nie aufgehört, mich hier zu besuchen. Mag es Karma sein oder Schicksal, je nachdem, welchen Namen man den Kräften geben will, an die sie glaubt: Das erste Mal waren wir uns in der Steiermark begegnet, anlässlich eines Kolloquiums, eines jener Hochämter des Orientalismus, die von den führenden Köpfen unserer Branche in regelmäßigen Abständen veranstaltet werden und die, wie es sich gehörte, einige »junge Forscher« in ihrem Kreis akzeptiert hatten – die Feuertaufe für sie und für mich. Ich hatte die Reise von Tübingen mit dem Zug angetreten, über Stuttgart, Nürnberg und Wien, und ich nutzte die wunderbare Fahrt, um letzte Hand anzulegen an meinen Vortrag (»Tonarten und Intervalle in der Musiktheorie Al Farabis«, übrigens eine äußerst prätentöse Überschrift in Anbetracht der wenigen gesicherten Erkenntnisse, die diese Zusammenfassung meiner Abhandlung enthielt), und vor allem, um *Kleine Welt: eine akademische Romanze* von David Lodge zu lesen, ein zwerchfellerschütterndes Buch, das, wie ich dachte, die beste Einführung in die Welt der Universität bildete (ich habe es schon lange nicht mehr wiedergelesen, es könnte einen langen Winterabend kurzweilig machen). Sarah präsentierte ein weitaus originelleres und besser ausgeführtes Papier als ich, »Das Wunderbare in Al-Masudis *Les prairies d'or* (Die Goldwiesen)«, ein Auszug aus ihrer Magisterarbeit. Als einziger »Musiker« fand ich mich in einem Panel von Philosophen; sie nahm merkwürdigerweise an einer Diskussionsrunde über »Arabische Literatur und okkulte Wissenschaft« teil. Das Kollo-

quium fand in Hainfeld statt, auf dem Anwesen des ersten großen österreichischen Orientalisten und Historikers des Osmanischen Reichs, Joseph von Hammer-Purgstall, des Übersetzers von *Tausendundeine Nacht* und des *Divan* von Hafis, der ein Freund des französischen Orientalisten Sylvestre de Saci und allen anderen war, die damals zur kleinen Bande der Orientalisten zählten; 1835 hatte eine hochbetagte Steirische Adlige ihn zu ihrem Alleinerben erklärt und ihm neben ihrem Titel auch dieses Schloss vermacht, das größte *Wasserschloss* in der Steiermark. Von Hammer, der Lehrer Friedrich Rückerts, dem er in Wien Persisch beibrachte und mit dem er Auszüge aus dem *Divan von Schams-e Tabrizi* übersetzte, ist das Bindeglied zwischen dem vergessenen Schloss in der Steiermark und den *Kindertotenliedern*, die Mahler mit der Dichtung von Hafis und den Orientalisten des 19. Jahrhunderts verbindet.

Wie dem Programm des Kolloquiums zu entnehmen war, hatte die Universität Graz, unsere Gastgeberin in dem erlauchten Palast, alles gut organisiert: Wir sollten in den nahegelegenen Kleinstädten Feldbach oder Gleisdorf untergebracht werden; ein *extra gecharterter* Bus würde uns jeden Morgen nach Hainfeld fahren und abends, nach dem Essen im *Schlossrestaurant*, zurückbringen; drei Säle des Gebäudes waren als Debattenräume eingerichtet, einer davon war von Hammers herrliche Bibliothek, deren Regale noch mit seinen Sammlungen bestückt waren, und als Sahnehäubchen würde das Tourismusbüro der Steiermark über die ganze Dauer des Kolloquiums an Ort und Stelle *Verkostung und Verkauf lokaler Produkte* anbieten: Das alles erschien »unter besonderen Auspizien« zu stehen, wie Sarah heute sagen würde.

Der Ort war wirklich erstaunlich.

Von einem modernen Bauernhof, einem Wald und einem Sumpfgebiet eingezwängt, umgaben breite, für Vergnügungsfahrten angelegte Wassergräben ein zweistöckiges Gebäude mit dunkel gedecktem Steildach, das einen quadratischen Innenhof von fünfzig mal fünfzig Metern einschloss – ein so merkwürdig proportioniertes Schloss, dass es von außen trotz der großen Ecktürme viel zu niedrig für solche Ausmaße erschien, als hätte es ein Riese mit der Hand in die Ebene gedrückt. Der graue Putz an den schmucklosen Außenmauern fiel in großen Placken ab und legte das Mauerwerk frei, nur das große Eingangsportal – ein langer,

dunkler Tunnel mit einem Gewölbe aus gedrückten Spitzbögen – hatte seine barocke Pracht und zur großen Überraschung aller Orientalisten, die dort hindurchgingen, vor allem eine arabische Inschrift behalten, eine steinerne, als Hochrelief ausgeführte Kalligraphie, die das Anwesen und seine Bewohner mit ihren Segenswünschen beschützte: Es handelte sich ganz zweifellos um das einzige Schloss in ganz Europa, das auf diese Weise mit dem Namen Allahs des Mächtigen auf seinem Frontispiz drohte. Als ich aus dem Bus stieg, wunderte ich mich, was dieser Trupp Akademiker, den Kopf in den Nacken gelegt, wohl betrachten mochte, bevor ich meinerseits verdutzt auf das kleine Arabesken-Dreieck starrte, das sich wenige Kilometer von der ungarischen und slowenischen Grenze entfernt in diese katholischen Lande verirrt hatte: Hatte von Hammer diese Inschrift von einer seiner zahlreichen Reisen mitgebracht oder sie mühevoll von einem örtlichen Steinmetz kopieren lassen? Dieser arabische Willkommensgruß war aber nur die erste Überraschung, die zweite war auch nicht ohne: Trat man aus dem Tunnel heraus, hatte man plötzlich den Eindruck, sich in einem spanischen Kloster oder einem italienischen Kreuzgang zu befinden; rings um den riesigen Innenhof und über zwei Stockwerke verliefen endlose Arkaden mit sienabraunen Bögen, unterbrochen nur von einer weißen Barockkapelle, die mit ihrem Zwiebelglockenturm stark vom südländischen Anblick des Ganzen abstach. Sämtliche Wege des Schlosses führten also über diese riesige Loggia, auf die mit klösterlicher Gleichmäßigkeit die zahlreichen Zimmer hinausgingen, was für diese klimatisch nicht gerade für die mildesten Winter in Europa bekannte Ecke Österreichs ziemlich überraschend war und sich, wie ich später erfuhr, dadurch erklären lässt, dass der italienische Architekt die Gegend nur im Sommer besucht hatte. Solange man sich in diesem überdimensionierten *Cortile* aufhielt, hatte das Raabtal also etwas von der Toskana. Es war Anfang Oktober, und am Tag nach unserer Ankunft in der Steiermark herrschte kein gutes Wetter beim verblichenen Joseph von Hammer-Purgstall; etwas dumpf geworden von der Zugfahrt schlief ich wie ein Murmeltier in einer schmucken kleinen Pension mitten in einem Dorf, das mir (vielleicht wegen der Müdigkeit von der Reise oder dem dichten Nebel auf der Strecke, die sich von Graz an zwischen den Hügeln entlangschlangelte) wesentlich weiter

entfernt vom Schloss vorkam, als die Veranstalter es angekündigt hatten, schlafen wie ein Murmeltier, das sollte ich mir jetzt wirklich vornehmen, vielleicht sollte ich jetzt auch ein Mittel finden, das mich dumpf macht, eine lange Zugfahrt, eine Bergbesteigung, oder durch dunkle Bars ziehen und versuchen, ein Opiumkügelchen aufzutreiben, doch im Alsergrund gibt es wenig Chancen, auf eine Bande iranischer *Teriyaki*, also Opiumraucher, zu treffen: Leider exportiert Afghanistan, ein Opfer der Märkte, heute vor allem Heroin, eine Substanz, die noch schrecklicher ist als die Tabletten, die Doktor Kraus mir verschrieben hat, aber ich bin zuversichtlich, sehr zuversichtlich, Schlaf zu finden, und wenn nicht, wird schon irgendwann die Sonne aufgehen. Noch immer diese unglückselige Melodie im Kopf. Vor siebzehn Jahren hat Sarah (versuchen wir doch, durch eine Verlagerung des Kopfkissens Rückert, Mahler und die toten Kinder zu verscheuchen) weit weniger radikale Positionen vertreten, oder vielleicht ebenso radikale, diese aber zurückhaltender; ich versuche, sie wieder vor mir zu sehen, wie sie mit ihren langen, roten Locken aus diesem Bus vor Schloss Hainfeld gestiegen war; ihre Pausbacken und Sommersprossen gaben ihr ein kindliches Aussehen, von dem ihr tiefgründiger, fast harter Blick abstach; sie hatte schon ein orientalisches gewisses Etwas in ihrem Gesicht, im Teint und in der Form ihrer Augen, das mit dem Alter, wie mir scheint, zugenommen hat, irgendwo muss ich noch Fotos haben, sicher nicht welche von Hainfeld, aber viele vergessene Aufnahmen, Albumblätter, aus Syrien und Iran, jetzt fühle ich mich sehr ruhig, benommen, eingelullt von der Erinnerung an dieses österreichische Kolloquium, an das Schloss von Hammer-Purgstall und an Sarah auf dem Vorplatz, wie sie die arabische Inschrift betrachtet, ganz hingerissen und mit einem ungläubigen Kopfschütteln, wie oft habe ich diesen Kopf zwischen Staunen, Unschlüssigkeit und jener blasierten Reserviertheit schwanken sehen, die sie mir gegenüber zeigt, als ich sie das erste Mal grüße, nach ihrem Beitrag, angezogen von der Qualität ihres Textes und natürlich von ihrer außerordentlichen Schönheit, der kastanienbraunen Strähne, die ihr in den ersten Minuten, in denen sie ein wenig aufgeregt ist, vors Gesicht fällt, während sie aus ihrem Manuskript über »Monster und Wunder der *Goldwiesen*« vorträgt: über grauenerregende Ghule, Dschinn, *Hinn*, *Nisnas*, *Hawatifs*, seltsame und gefährliche

Kreaturen, magische Praktiken und Weissagungen, halbmenschliche Völker und Fabelwesen. Ich durchquere die große Gruppe der Wissenschaftler, die sich in der Kaffeepause auf einer der Loggien, die auf den italienischen Innenhof des steirischen Schlosses hinausgehen, um das Buffet drängen, und gehe zu ihr. Sie ist allein, lehnt am Geländer mit einer leeren Tasse in der Hand; sie betrachtet die weiße Fassade der Kapelle, die die Herbstsonne reflektiert, und ich sage zu ihr, entschuldigen Sie, ein wunderbarer Vortrag über Al-Masudi, unglaublich all diese Monster, und sie lächelt mir freundlich zu, ohne etwas zu antworten, beobachtet mich, wie ich mit ihrem Schweigen und meiner Schüchternheit ringe: Ich verstehe sofort, dass sie abwartet, ob ich mich in Banalitäten verliere. Ich begnüge mich mit dem Angebot, ihr noch eine Tasse zu holen, sie lächelt mir wieder zu, und fünf Minuten später unterhalten wir uns aufs Beste über Ghule und Dschinn; das Faszinierende, sagt sie, ist die Unterscheidung, die Al-Masudi zwischen den *bezeugten, wahrhaften* Kreaturen und den reinen Erfindungen des Volksglaubens trifft: Für ihn sind Dschinn und Ghule ganz real, er sammelt alle Zeugnisse über sie, die seinen Kriterien genügen, während beispielsweise *Nisnas* oder Greife und der Phönix Legenden darstellen. Von Al-Masudi erfahren wir viele Einzelheiten über das Leben der Ghule: Da ihre Gestalt und ihr Instinkt sie von allen anderen Lebewesen trennt, wie er sagt, suchen sie die wildeste Einsamkeit und fühlen sich nur in der Wüste wohl. Körperlich ähneln sie zugleich dem Menschen und der wildesten Bestie. Als »Naturforscher« interessiert sich Al-Masudi für die Frage, wie Ghule auf die Welt kommen und sich fortpflanzen, ob es sich wirklich um Tiere handelt: Er schließt auch die Möglichkeit fleischlicher Beziehungen zu Menschen mitten in der Wüste nicht aus. Allerdings gibt er der These indischer Gelehrter den Vorzug, die Ghule für Manifestationen der Energie bestimmter Sterne halten, wenn diese am Himmel aufziehen.

Ein Kongressteilnehmer mischt sich in unser Gespräch ein, er scheint sich besonders für die Möglichkeiten der Paarung zwischen Menschen und Ghulen zu interessieren. Es ist ein recht sympathischer Franzose namens Marc Faugier, der sich mit viel Humor als »Spezialist für arabische Paarung« bezeichnet – Sarah stürzt sich in schreckenerregende Erklärungen über die Reize dieser Monster: Wenn im Jemen, erklärt sie, ein

Mann im Schlaf von einer Ghula vergewaltigt worden ist, was man an einem starken Fieber und Pusteln an den falschen Stellen feststellt, benutzte man einen Theriak, der aus Opium und Pflanzen bestand, die keimen, wenn der Hundstern aufgeht, dazu Talismane und Beschwörungsformeln; wenn der Tod eintritt, muss man den Leichnam in der auf das Ableben folgenden Nacht verbrennen, um die Geburt der Ghula zu verhindern. Überlebt der Kranke, was selten der Fall ist, dann tätowiert man ihm ein magisches Zeichen auf die Brust – allerdings beschreibt offenbar kein einziger Autor die Geburt des Monsters ... Die in Lumpen und alte Decken gehüllten Ghule versuchten Reisende durch ihren Gesang vom Weg abzubringen, sie sind ein wenig die Sirenen der Wüste: Wenngleich ihr wahres Gesicht und ihr wahrer Geruch die eines verwesenden Leichnams sind, so haben sie doch die Macht, sich zu verwandeln, um einen Menschen, der sich verirrt hat, zu bezaubern. Ein vorislamischer Dichter mit dem Beinamen Taabbata Sharran, »der, der das Unglück unter seinem Arm trägt«, erzählt von seiner Liebesbeziehung mit einer Ghula: »Im Morgengrauen«, sagt er, »kam sie zu mir, um meine Gefährtin zu sein; ich bat sie um ihre Gunst, und sie hat sich niedergekniet. Wenn man mich nach meiner Liebe fragt, werde ich sagen, dass sie sich in den Tälern der Dünen versteckt.«

Der Franzose sieht aus, als fände er dies schändlich, aber auf vergnügliche Weise schändlich; mir scheint diese Leidenschaft des Dichters und des Monsters eher berührend. Sarah ist unerschöpflich: Während die meisten Wissenschaftler zu ihren Panels und Vorträgen zurückkehren, bleibt sie auf dieser Loggia und redet weiter. Bald sind wir draußen allein, zu dritt im anbrechenden Abend; das Licht ist jetzt orange, letzte Schimmer der Sonne oder erste elektrische Lichter im Hof. Sarahs Haar glänzt.

– Wissen Sie, dass Schloss Hainfeld ebenfalls Monster und Wunder verbirgt? Natürlich ist es das Wohnhaus des Orientalisten von Hammer, aber dieser Ort hat auch Sheridan Le Fanu zu seinem Roman *Carmilla* inspiriert, der ersten Vampirgeschichte, die der besseren Gesellschaft Englands ein Jahrzehnt vor *Dracula* Schauer über den Rücken jagte. Der erste Vampir in der Literatur ist eine Frau. Haben Sie die Ausstellung im Erdgeschoss gesehen? Das ist wirklich unglaublich.

Sarah verfügt über eine außergewöhnliche Energie; sie fasziniert mich, deshalb folge ich ihr durch die Gänge des riesigen Gebäudes. Der Franzose ist bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen geblieben, Sarah und ich hingegen schwänzen die Vorträge, begeben uns in der Dunkelheit der Schatten und der vergessenen Kapellen auf die Suche nach den Erinnerungen an die geheimnisvollen steirischen Vampire – die Ausstellung befindet sich tatsächlich im Unter- und nicht im Erdgeschoss, in den zu diesem Zweck hergerichteten Kellergewölben; wir sind die einzigen Besucher; im ersten Ausstellungsraum wechseln sich mehrere große Kreuzigungen auf bemalten Holztafeln ab mit alten Helmbarden und Darstellungen von Scheiterhaufen, brennenden Frauen in Lumpen, *Die Hexen von Feldbach*, wie der Bildhinweis erläutert; die Ausstellungsmacher haben uns entsprechende Klänge nicht erspart, ein fernes Gebrüll, das in einem wilden Knistern untergeht. Ich bin betroffen von der großen Schönheit dieser Menschen, die den Handel mit dem Dämon mit ihrem Leben bezahlen und die die mittelalterlichen Künstler halb nackt darstellen, Fleisch, das sich in Flammen kräuselt, verfluchte Undinen. Sarah betrachtet und gibt Erläuterungen. Ihre Gelehrtheit ist außergewöhnlich, wie kann sie nur all diese Erzählungen so gut kennen, all diese Geschichten aus der Steiermark, wo sie doch auch erst angekommen ist, das ist ein wenig beunruhigend. Langsam wird mir unheimlich, ich bekomme kaum noch Luft in diesem feuchten Keller. Der zweite Raum ist den Liebes- und Zaubertänken gewidmet; eine Brunnenchale aus Granit mit eingeritzten Runen enthält eine unappetitliche schwarze Flüssigkeit, und während man sich ihr nähert, erklingt eine Klaviermusik, in der ich ein Thema von Georges Gurdjief zu erkennen glaube, eine seiner esoterischen Kompositionen; an der Wand auf der rechten Seite hängt eine Darstellung von Tristan und Isolde auf einem Schiff beim Schachspiel; Tristan trinkt aus einem großen Becher, den er in der rechten Hand hält, während ein Page mit Turban aus einem Schlauch den Liebestrank für Isolde einschenkt, die das Schachbrett betrachtet und zwischen Daumen und Zeigefinger eine Figur hält – hinter ihnen beobachtet sie die Dienerin Brangaine, und das endlose Meer breitet seine Wellen aus. Plötzlich komme ich mir vor, als wären wir im dunklen Wald bei dem Granitbrunnen in *Pelléas und Mélisande*; Sarah

wirft zum Spaß einen Ring in die schwarze Flüssigkeit, was die Lautstärke der weit ausgreifenden und geheimnisvollen Melodie Gurdjieffs anschwellen lässt; ich betrachte sie, wie sie auf dem Rand der steinernen Brunnenschale sitzt; ihre langen Locken streichen über die Runen, während sie ihre Hand in das dunkle Wasser taucht.

Der dritte Raum, zweifellos eine ehemalige Kapelle, ist *Carmilla* und den Vampiren gewidmet. Sarah erzählt mir, wie der irische Schriftsteller Sheridan Le Fanu, einige Jahre bevor sich der Orientalist von Hammer hier niedergelassen hat, einen ganzen Winter in Hainfeld verbrachte; *Carmilla* beruht auf einer wahren Begebenheit, sagt sie: Graf Purgstall hat hier tatsächlich eine seiner verwaisten Verwandten namens Carmilla aufgenommen, die unverzüglich eine enge Freundschaft zu seiner Tochter Laura geknüpft hat, als würden sie sich schon seit einer Ewigkeit kennen – und sehr schnell pflegten die beiden einen intimen Umgang, teilten Geheimnisse und Leidenschaften. Laura beginnt von Fabelwesen zu träumen, die sie nachts besuchen, sie umarmen und streicheln; manchmal verwandeln sie sich in ihren Träumen in Carmilla, so dass Laura sich schließlich fragt, ob Carmilla nicht vielleicht ein verkleideter junger Mann ist, was ihre Verwirrung erklären würde. Laura erkrankt, fällt in eine Mattigkeit, die zu kurieren keinem Arzt gelingt, bis der Graf zufällig von einem ähnlichen Fall erfährt, der sich einige Kilometer entfernt zugetragen hat: Etliche Jahre zuvor war eine junge Frau mit zwei kreisrunden Wundmalen am Hals gestorben, ein Opfer des Vampirs Millarca Karstein. Carmilla ist nichts anderes als ein Anagramm und die Reinkarnation von Millarca; sie ist es, die Laura die Lebenskraft aussaugt – der Graf musste sie umbringen und mit Hilfe eines grauenhaften Rituals ins Grab zurückschicken.

Im hinteren Teil der Krypta, wo große, blutrote Schilder die Verbindungen zwischen Hainfeld und den Vampiren erklären, steht ein Himmelbett mit weißen Betttüchern, frisch bezogen, und Holzverkleidungen, die mit glänzenden Seidenvorhängen bespannt sind, von unten angestrahlt von einem sehr sanften Licht, das die Gestalter der Ausstellung dort installiert haben; auf dem Bett liegt in einem luftigen Kleid der Körper einer jungen Frau, eine Wachsfigur, die eine Schlafende oder eine Tote darstellt; über ihrer linken Brust hat sie zwei rote Male, die

deutlich durch die Seide oder die Spitze durchscheinen – Sarah tritt fasziniert ans Bett; sie beugt sich über die junge Frau, streichelt sanft ihr Haar, ihre Brust. Ich bin verlegen, frage mich, was diese plötzliche Leidenschaft bedeutet, bevor ich selbst ein Begehren verspüre, das mir den Atem verschlägt: Ich beobachte, wie Sarahs Schenkel in ihrer schwarzen Strumpfhose am leichten Stoff des weißen Nachthemds reiben, ihre Hand flüchtig über den Bauch der Statue streicht, ich schäme mich für sie, schäme mich sehr, plötzlich versinke ich, atme schwer, hebe den Kopf von meinem Kopfkissen hoch, ich liege im Dunkeln, aber das letzte Bild ist geblieben, dieses barocke Bett, diese schreckliche und zugleich liebevolle Krypta, ich mache meinen Mund weit auf, atme die frische Luft meines Schlafzimmers ein, die Berührung mit dem Kopfkissen und das Gewicht der Daunendecke beruhigen mich wieder.

Zurück bleibt große Scham vermischt mit einer Spur von Begehren.

Was für ein Erinnerungsvermögen in Träumen!

Man wacht auf, ohne eingeschlafen zu sein, während man versucht, in sich die Fetzen der Lust am anderen festzuhalten.

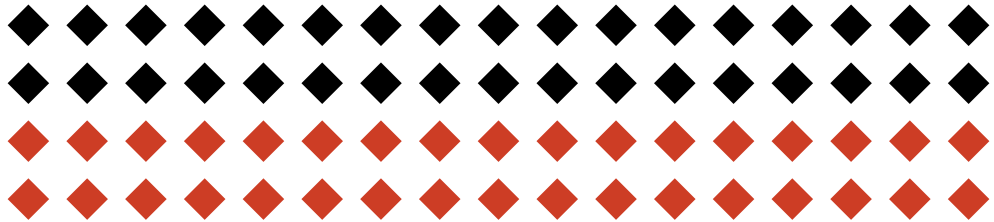
Es gibt Ecken, die leicht auszuleuchten sind, und andere, dunklere. Die dunkle Flüssigkeit hat sicher etwas zu tun mit dem schrecklichen Artikel, den ich heute Vormittag erhielt. Witzig, dass sich Marc Faugier in meine Träume einschleicht, ich habe ihn schon seit Jahren nicht mehr gesehen. Spezialist für den arabischen Koitus, darüber hätte er sehr gelacht. Er war natürlich nicht auf dem Kolloquium. Warum, durch welche geheime Assoziationskette er mir dort erschien – ich weiß es nicht.

Es war tatsächlich das Schloss Hainfeld, aber, wie mir scheint, war es noch größer als in Wirklichkeit. Jetzt spüre ich eine äußerst heftige körperliche Schwäche, einen Trennungsschmerz, als hätte man mir Sarahs Körper gerade entzogen. Liebestränke, Keller, tote Mädchen – wenn ich daran zurückdenke, habe ich den Eindruck, ich hätte selbst in diesem Himmelbett gelegen, mich auf meinem eigenen Totenbett glühend nach Sarahs tröstlicher Zärtlichkeit gesehnt. Das Gedächtnis ist wirklich erstaunlich, der grässliche Gurdjjeff, mein Gott. Was hat der dort zu suchen, dieser alte orientalistische Okkultist, ich bin mir sicher, dass diese sanfte und bezaubernde Melodie nicht von ihm stammt, Träume tragen Masken, und diese hier war wirklich düster.

Von wem ist dieses Klavierstück, es liegt mir auf der Zunge, es könnte Schubert sein, aber er ist es nicht, vielleicht eine Passage aus Mendelssohns *Romance sans paroles D-Dur für Violoncello und Klavier*, jedenfalls ist es kein Stück, das ich häufiger höre, so viel steht fest. Wenn ich gleich wieder einschlafe, werde ich es vielleicht herausfinden, mit Sarah und den Vampiren.

So viel ich weiß, gab es keine Krypta in Hammers Schloss, weder eine Krypta noch eine Ausstellung, im Erdgeschoss befand sich eine durch und durch steirische Gaststätte, in der man Schnitzel, Gulasch und Serviettenknödel servierte – doch Sarah und ich waren uns tatsächlich sofort sympathisch, auch ohne Ghule oder übernatürliche Koitusse, wir nahmen alle Mahlzeiten zusammen ein und musterten gemeinsam eingehend die Regale in der Bibliothek des erstaunlichen Joseph von Hammer-Purgstall. Ich übersetzte für sie die deutschen Titel, die sie nicht recht verstand; ihr Arabisch war meinem weit überlegen und erlaubte es ihr, mir den Inhalt von Werken zu erklären, von denen ich nicht das Geringste verstand, und wir blieben lange allein, Schulter an Schulter, während die anderen Orientalisten alle in den Gasthof geeilt waren aus Angst, es könnte nicht genügend Kartoffeln für alle geben – ich kannte sie erst seit einem Tag, und schon standen wir eng aneinander und beugten uns über ein altes Buch, wahrscheinlich tanzten meine Augen über den Zeilen und es schnürte mir die Brust zusammen, zum ersten Mal nahm ich den Geruch ihrer Locken wahr, zum ersten Mal erfuhr ich die Wirkung ihres Lächelns und ihrer Stimme: Es ist wirklich seltsam, sich vorzustellen, dass wir, ohne jede Aufsicht in dieser Bibliothek, deren großes Fenster auf einen kleinen Balkon über dem südlichen Wassergraben hinausging (die einzige Auskragung an der ansonsten fast schon eintönig gleichmäßigen Außenfassade), eine Gedichtsammlung Friedrich Rückerts in der Hand hielten, die er eigenhändig seinem alten Lehrer Hammer-Purgstall gewidmet hatte – in einer breiten und weit geschwungenen Handschrift, mit einer verschnörkelten, etwas vergilbten Signatur, datiert auf 1836 in Neuses, irgendwo in Franken, während vor uns, am Ufer des Wassergrabens, jene wohlriechenden Sumpfpflanzen zitterten, die Kalmus heißen und aus denen man einst das Kalamos genannte Schreibrohr schnitt. »*Beshnow az ney tchoun hekayat mikonad*«,

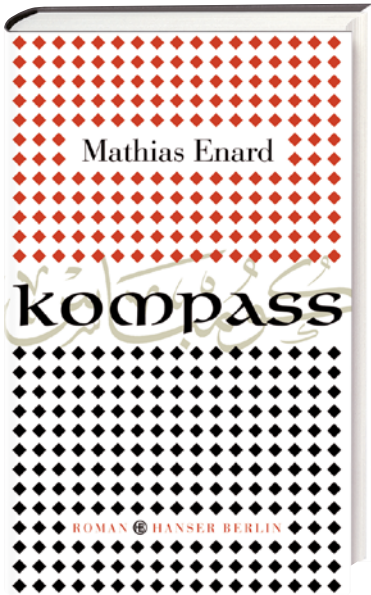
»Höre dem *Ney* zu, wie er Geschichten erzählt«, heißt es zu Beginn von Rumis *Mathnawi*, und es war wunderbar zu sehen, dass diese beiden Übersetzer aus dem Persischen, Hammer und Rückert, dort versammelt waren, während uns draußen das Schilfrohr eine majestätische Synthese bot, in der auf einen Schlag die Zärtlichkeit der Schubert'schen und Schumann'schen Lieder, die persische Dichtung, die Wasserpflanzen, aus denen man dort im Orient Flöten herstellt, und unser beider reglosen und einander kaum berührenden Körper zusammenkamen, im Dämmerlicht dieser Bibliothek mit den riesigen Holzregalen, deren Fachböden sich hinter den mit Intarsien verzierten Vitrintüren unter dem Gewicht der Jahre und der Bücher durchbogen.



»Was für ein Buch!

Unvergänglich, unausweichlich!«

Jean-Baptiste Harang, LE MAGAZINE LITTERAIRE



Aus dem Französischen
von Holger Fock und Sabine Müller

Erscheint am 22. August 2016
432 Seiten mit Abbildungen
Gebunden, bedrucktes Vorsatzpapier
€ 25,- [D]/€ 25,70 [A]
ISBN 978-3-446-25315-5
Auch als E-Book erhältlich

Koppass ist das Buch der Stunde: eine leidenschaftliche Beschwörung der jahrhundertelangen Passion des Westens für die orientalische Kultur. Unter dem Schock einer alarmierenden medizinischen Diagnose verbringt Franz Ritter, Musikwissenschaftler in Wien, eine schlaflose Nacht. Er begibt sich im Geiste noch einmal an die Orte seiner Forschungsreisen: Istanbul, Damaskus, Aleppo, Palmyra – alles Städte, die für ihn untrennbar mit Sarah verbunden sind, der berühmten Orientalistin, seiner großen Liebe. Seine Erinnerung zaubert immer mehr Fakten, Romanzen und Geschichten hervor, die alle von dem entscheidenden Beitrag des Orients zur westlichen Kultur und Identität zeugen. Für diesen Roman erhielt Mathias Enard in Frankreich 2015 den Prix Goncourt.